Alfred Rosenberg und seine Gegner

Zur Auseinandersetzung mit den „Protestantischen Rompilgern".

Von

Wilhelm Grachmann

1938

Hohenreichen-Verlag / München

Alle Rechte vorbehalten!

Sonderdruck aus den „Natsoz. Monatsheften“ Nr. 94/95

Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München.

Vorwort.

In überarbeiteter Form werden hier meine in den „NS.-Monatsheften" (Januar- und Februarheft 1938) erschienenen Aufsätze über „Alfred Rosenberg und seine Gegner", zusammengefaßt zu einer Broschüre, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Es geschieht das nicht um der Einzelbemerkungen und Einzelheiten, sondern um der großen weltanschaulichen Fragen willen, die in der Auseinandersetzung um Alfred Rosenbergs „Protestantische Rompilger" eine Rolle gespielt haben, und, wie es nicht anders sein kann, auch in der Zukunft spielen werden.

Kirchliche Kritiker, die zu den in Frage stehenden beiden Aufsätzen Stellung genommen haben, haben deren Tonart als „im ganzen verbindlich" bezeichnet und festgestellt, „Kraftausdrücke" würden „erfreulicherweise vermieden". Daß das besonders hervorgehoben wird, ist in mancherlei Hinsicht bemerkenswert. Im übrigen kann nur gesagt werden, daß die Stärke der rassischen Welt- und Geschichtsauffassung natürlich nicht von ihrer Lautstärke, sondern allein von der ihr innewohnenden Mächtigkeit abhängt, die — und das ist der Anspruch, der angemeldet werden muß — jeden Menschen zur Überprüfung seines bisherigen weltanschaulichen, philosophischen, theologischen usw. Standortes nötigt. Diese, wie ich meine, unausweichliche Folgerung haben meine Kritiker nun allerdings nicht gezogen. Vielmehr fahren sie entweder nach wie vor fort, so, als sei nichts geschehen, gegen die Gegenüberstellung von Mythus und Dogma, zutiefst also von mythischem und dogmatischem Denken, Sturm zu laufen, oder sie pflichten dieser Gegenüberstellung bei und eröffnen nun gegen Mythus und mythisches Denken überhaupt den Kampf. Die einen schmieden so unhaltbare Synthesen, während die andern ihren Standort im 16. Jahrhundert wählen, um von da aus die rassische Welt- und Geschichtsauffassung anzugreifen. Gemeinsam erheben beide den Anspruch, wie immer gesagt wird, „von Gott her" zu reden. Um dieses Anspruchs willen, den bemerkenswerterweise zuerst Menschen orientalischer und vorderasiatischer Rasse angemeldet haben, interessieren sie Fragen der Weltanschauung nur sehr am

Rande. Damit ist der Punkt aufgezeigt, an dem sich heute unaufhaltsam eine „Umwertung aller Werte“ in dem Sinne vollzieht, daß deutsche Menschen in wachsendem Maße in Zukunft nur noch aus germanisch-deutschen Voraussetzungen zu leben, zu denken und zu glauben entschlossen und in der Lage sind, um von da her das Wort zu nehmen und das Leben zu gestalten.

Berlin, im April 1938.

Der Verfasser.

Die Abwehrschrift Alfred Rosenbergs „Protestantische Rompilger. Der Verrat an Luther und der Mythus des 20. Jahrhunderts", die eine außergewöhnlich zu nennende Verbreitung gefunden hat, beschäftigt nun schon lange die kirchliche und auch die politische Presse des In- und Auslandes und zwar sowohl die evangelische wie auch die katholische, ja selbst die Presse der jüdischen Emigration. Darüber hinaus sind Alfred Rosenbergs Ausführungen zum Gegenstande kirchenamtlicher Rundschreiben, der Verhandlungen auf Pfarrerkonferenzen, von Beschlüssen einzelner Kirchenvorstände und von Kanzelabkündigungen gemacht worden. Man hat sogar (seitens des Evangelisch-Sozialen-Preßverbandes für die Provinz Sachsen) einen Filmstreifen als Antwort auf die „Protestantischen Rompilger" hergestellt. Auch eine Reihe von Broschüren aus der Feder von Theologen verschiedener kirchenpolitischer Richtung sind zu Alfred Rosenbergs Schrift erschienen. Es bedarf kaum besonderer Hervorhebung, daß zu ihr wiederholt in Gottesdiensten und Bibelstunden, vor allem am Reformationsfest 1937, Stellung genommen wurde.

Den folgenden Ausführungen liegt eine genaue Durcharbeitung des meisten bisher bekannt gewordenen Materials zugrunde, das sich mit den „Protestantischen Rompilgern" auseinandersetzt. Es ist nicht unsere Absicht, aus diesem Material, obwohl es dazu in reichem Maße Veranlassung bietet, eine Art Kampfschrift zu machen, sondern wir sind vielmehr bemüht, mit Ruhe und Sachlichkeit auf das einzugehen, was in erster Linie Alfred Rosenbergs Gegner auf dem Herzen haben. Dabei dürfte es diesen nur willkommen sein, wenn wir mit einiger Gründlichkeit auch auf die vorgebrachten theologischen Einwände und Gedanken zu sprechen kommen, zumal ein nicht unbeträchtlicher Teil der hier zu berücksichtigenden Verlautbarungen in ihnen sein Schwergewicht hat. Unter diesen Umständen ist es notwendig, bestimmte Probleme gesondert und einigermaßen ausführlich darzustellen. Es handelt sich hier um die Eigenart des Lutherbildes bei Alfred Rosenberg, um die Bedeutung des Weltbildes für Weltanschauung und Religion, um Wesen und Verhältnis von Erbsünde und Erbadel, in diesem Zusammenhange um das Pro-

blem des Biblizismus und der Judaisierung der Welt germanischer Werte durch den Jahweglauben, weiter um Wesen und Arbeitsweise der Weltkirchenbewegung, schließlich um den Angriff auf den Mythus des 20. Jahrhunderts selbst. Nun ist es allerdings mit der Erörterung dieser Fragen, auf die es im Grunde allein ankommt, darum nicht getan, weil die Gegner Alfred Rosenbergs gelegentlich auf Ausstellungen, die sie an gewisse Einzelbemerkungen in den „Protestantischen Rompilgern" zu knüpfen haben, besonders Gewicht zu legen scheinen. Darauf wollen wir zunächst eingehen, bevor wir uns den großen Fragen zuwenden.

I.

Einwände gegen Einzelbemerkungen in den „Protestantischen Rompilgern".

Landesbischof Meiser, München, veröffentlichte in seinem Amtsblatt am 1. Oktober 1934 folgendes Bekenntnis: „Wir glauben an eine heilige katholische und apostolische Kirche usw.". Alfred Rosenberg hat daraufhin den Bischof Meiser der Rompilgerschaft geziehen. Gegen diesen Vorwurf haben nun verschiedene kirchliche Stellen und Blätter Stellung genommen. Es wird darauf hingewiesen, bei diesem Bekenntnis handele es sich lediglich um Wiederaufnahme des ursprünglichen Wortlautes eines alten ökumenischen Bekenntnisses, das ohne Unterschied der Konfession in fast allen christlichen Kirchen in Gebrauch und in Geltung sei. Vor allem habe der Ausdruck „katholisch" nichts mit „römisch-katholisch" zu tun, er sei vielmehr die griechische Form des sonst üblichen Wortes „allgemein". Alfred Rosenberg wisse das offenbar nicht, wie u. a. der Nürnberger Kreisdekan feststellen zu müssen glaubt, und darum sei sein Angriff fehl am Platze. Meiser sei ein viel zu guter Lutheraner, um nicht auf der Seite eines romfreien Protestantismus zu stehen. Er habe sich seinerzeit lediglich gegen den Versuch zur Aufrichtung einer romfreien deutschen Nationalkirche wenden wollen. Mit einem solchen Kirchenideal allerdings habe Meiser nichts zu tun. Ihm gegenüber habe er sich veranlaßt gesehen, in betonter Form die Allgemeinheit, in diesem Sinne die „Katholizität" der Kirche zu unterstreichen. Zu dieser Beweisführung ist folgendes zu sagen. Es muß in der Tat merkwürdig berühren, wenn ein evangelischer Bischof seine Pfarrer zur Wiederaufnahme eines bei uns nur in der römisch-katholischen Kirche regelmäßig angewandten Bekenntnisses veranlaßt. In ruhigen Zeiten mag so etwas als archaisierende Marotte, in einer weltanschau-

lich so außerordentlich bewegten Zeit, wie es die unsere ist, muß es als Absicht und Spitze verstanden werden. Es ist erstaunlich genug, daß ein evangelischer Bischof zwecks Abwehr des Gedankens an eine deutsche Nationalkirche, wie ihn doch immerhin deutsche Theologen und Gemeindemitglieder, nach ihrer eigenen Auffassung aus zweifellos deutschen Motiven heraus, vertreten haben, ausgerechnet zu einem in dieser Häufigkeit lediglich in der römisch-katholischen Kirche gebräuchlichen Bekenntnis seine Zuflucht nimmt. Die eigenen Glaubensgenossen werden angegriffen, indem damit eine gewollte oder ungewollte, jedenfalls aber tatsächliche Verbeugung vor der Romkirche verbunden wird. Zweifellos hat Landesbischof Meiser sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, was ihn von seinen theologischen und kirchenpolitischen Gegnern unter seinen Glaubensgenossen trennt. Er hat es aber geflissentlich unterlassen, sich mit der gleichen Schärfe von der Romkirche abzusetzen. Im Gegenteil! Mit Wirkung vom 1. Oktober 1934 hat er für seine Landeskirche den Gebrauch des katholischen, nämlich des römisch-katholischen Wortlautes des Bekenntnisses im regelmäßigen Gottesdienst angeregt. Unter diesen Umständen bricht die Abwehr des Angriffes Alfred Rosenbergs in sich zusammen. In diesem Zusammenhange sei eine Frage erlaubt: hätte der bayerische Landesbischof nicht besser getan, wenn er sich rechtzeitig die Frage vorgelegt hätte, wie es wirken muß, wenn man für „allgemein" in einer kirchenpolitisch und weltanschaulich besonders bewegten Zeit eines Tages „katholisch" sagt, um bei vorkommenden Angriffen nachträglich zu erklären: mit „katholisch" sei nur „allgemein" gemeint gewesen? Es ist immerhin bemerkenswert, daß Meisers Bekenntnis ja keineswegs nur bei Alfred Rosenberg, sondern im Lager der römisch-katholischen Kirche selbst den Eindruck der „Rompilgerschaft" hervorgerufen hat. In der Zeitschrift „Der Prediger und Katechet" (2. Heft 1937/38), schreibt der Prior von Niederaltaich E. Heufelder: „Muß uns nicht die Seele bis ins Innerste warm werden, wenn wir die Erklärung des bayerischen Landesbischofs vom 29. September 1934 lesen: ‚Wir glauben an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche usw.'." Wenn irgend etwas, so beweist diese Erklärung mehr als alles andere, daß Alfred Rosenberg im Falle des Landesbischofs Meiser richtig gesehen hat.

Wenn zudem Bischof Meiser erklärt, in einer romfreien Nationalkirche nicht selig werden zu können, so ist das ein entscheidendes Wort bei einem Nachfolger Luthers, der doch frei von Rom werden wollte. Oder etwa nicht?

Ähnlich liegen die Dinge auf dem Gebiet der „Deutschen Messen". Bekanntlich blieb Martin Luther, der 1526 seine „Deutsche Messe" der 1523 veröffentlichten lateinischen „Formula Missae" folgen ließ, auf liturgischem Gebiet und nicht nur auf ihm sein Leben lang außerordentlich konservativ. Vergleicht man seine „Deutsche Messe" mit dem Meßformular der Romkirche, dann entdeckt man, wie viel Luther, von bestimmten dogmatischen Abstrichen abgesehen, gerade hier von der Romkirche übernommen, bzw. einfach beibehalten hat. In seiner Zeit war es dennoch eine revolutionäre Tat, die lateinische Messe der Romkirche durch eine deutsche Messe zu ersetzen. Immerhin wollte auch sie in irgendeinem Sinne „Messe" sein. Man wird aussprechen müssen, daß man gerade auf liturgischem Gebiet am wenigsten dem Deutschen Luther begegnet. Unter diesen Umständen muß es dann aber einen höchst seltsamen Eindruck machen, wenn in der evangelischen Kirche in betonter Weise evangelische Gottesdienste als „Deutsche Messen" angekündigt werden.

Mit diesen Feststellungen haben wir nun aber das Entscheidende noch gar nicht gesagt. Es liegt wesentlich tiefer und läßt sich wohl am besten auf folgende kurze Frage bringen: unterscheidet sich die Deutsche Evangelische Kirche und mit ihr der kirchliche Protestantismus in Deutschland von der Romkirche heute lediglich dogmatisch, indem die Deutsche Evangelische Kirche das Seligwerden „allein durch den Glauben", die Romkirche dagegen „durch Glaube und Werke" lehrt? Einst, nämlich vor vierhundert Jahren, leitete dieser Lehrunterschied eine Revolution ein, die mehr war als eine bloße „Reformation" der römisch-katholischen Kirche. Inzwischen aber ist das Rad der Geschichte weitergerollt. Der einstige tiefgreifende Lehrunterschied der beiden Konfessionskirchen hat seine Geschichtsmächtigkeit weithin, besonders in unserem Volke verloren. Auch der kirchliche Protestantismus ist auf die unabdingbare Bedeutung des Tuns, theologisch gesprochen: der Werke, aufmerksam geworden, während führende Theologen der Romkirche längst bereit sind, Theologie allein aus dem Glauben heraus, ja mit betonter Annäherung an die „Theologie des Wortes" zu treiben. Darüber hat u. a. der Benediktinerpater Albert Auer eine ausgezeichnete Untersuchung in der „Theologischen Quartalschrift" (3. Heft 1937) vorgelegt unter dem Titel: Querverbindungen von Katholizismus und Protestantismus. Auers Rede von „Querverbindungen" ist theologisch ganz ernst gemeint. Der Verfasser verfügt über eine so gute Kenntnis der protestantischen und katholischen Theologie der Gegenwart, wie sie nur wenige Theologen beider Konfessionen besitzen dürften. Wir müssen

es uns versagen, in diesem Zusammenhange näher auf Auers Forschungen einzugehen. Jedenfalls aber beweisen sie das eine ganz klar, daß die theologische Frage des Zeitalters der Reformation schon seit einiger Zeit in ein ganz neues Stadium getreten ist. Das aber heißt: mit der Ausrüstung einer korrekten lutherischen Dogmatik, womöglich im Sinne der von dem Konvertiten L. Fendt ausgelegten „Augsburgischen Konfession", ist man nach Lage der Dinge heute nicht mehr unter allen Umständen gegen „Rompilgerschaft" geschützt. Nur theologischer Doktrinarismus kann das bestreiten. Er ist die Wurzel alles Übels, das auf kirchenpolitischem, wie überhaupt auf kirchlichem Gebiet heute in Erscheinung tritt. Im Gegensatz zu den Kirchen liegen die entscheidenden Sorgen und Anstrengungen des deutschen Volkes heute wahrlich nicht auf dem Gebiete der Herauskristallisierung der „reinen Lehre", die der Unterweisung über den rechten Weg zur ewigen Seligkeit des einzelnen dient, sondern ganz anderswo. Das bereitet den Kirchen beider christlicher Konfessionen offenbar Pein. Und darum treten sie beide unserem Volke mit theologisch-dogmatischen Enzykliken und Kanzelabkündigungen, mit Erklärungen und Denkschriften gegenüber, wobei sie offenbar bemüht sind, das zwischen ihnen Gemeinsame in den Vordergrund zu rücken. Es sind eben leider keineswegs Einzelerscheinungen, wenn in evangelischen Bibelstunden päpstliche Verlautbarungen ausführlich gewürdigt und im Lager der Romkirche bekenntniskirchliche Erklärungen warm begrüßt werden. Damit aber hat der kirchliche Protestantismus seinen Charakter als Schirmherr des Protestes gegen Rom eingebüßt. Mit diesem Protest hat er einst seinen geschichtlichen Weg angetreten. Er sieht heute nicht mehr, daß es seine Aufgabe ist, vorbehaltlos, so wie es Luther einst unter gewiß andersartigen Voraussetzungen tat, zu Deutschland gegen die Romkirche als Hort des ihr im Blute liegenden politischen Katholizismus zu stehen. Statt dessen stellt sich der kirchliche Protestantismus auf den Standpunkt von „vor vierhundert Jahren" und muß darüber, weil es nun einmal kein Zurück in der Geschichte gibt, wie er heute gänzlich fehl am Platze meint, um der „reinen Lehre" willen Verrat an dem Luther üben, der einst Geschichte, kommende Geschichte gemacht und eben nicht altkatholische oder orientalisch-palästinensische Geschichte erneuert hat. Der kirchliche Protestantismus, der heute von „katholischer Kirche" und von „Deutschen Messen" redet, begeht den entscheidenden Fehler, eine Epoche der deutschen Geschichte überhaupt lediglich unter theologiegeschichtlichem Gesichtswinkel zu betrachten. Ihm

muß das Recht, als deutscher und völkischer Gesichtswinkel zu gelten, abgesprochen werden. Beide Kirchen nehmen unter ihm Stellung zur gegenwärtigen deutschen Geschichte. Wenn die Romkirche das tut, so ist das eine Sache für sich; wenn ihr darin aber der deutsche kirchliche Protestantismus folgt — und das tut er —, dann ist es an der Zeit, so deutlich zu reden, wie es Alfred Rosenberg getan hat.

Noch bevor die Schrift „Protestantische Rompilger" im Buchhandel zu haben war, druckte das „Schwarze Korps" das Schlußkapitel ab. Dadurch wurde der frühere kurmärkische Generalsuperintendent Otto Dibelius veranlaßt, Alfred Rosenberg „eine sofortige Antwort" zu geben in Gestalt einer Flugschrift mit dem Titel: „Drei Randbemerkungen zu einem Kapitel Rosenberg."

In dem Schlußkapitel seiner Schrift geht Alfred Rosenberg mit Otto Dibelius scharf ins Gericht, dem er vorwirft, daß er sich, was sein Buch „Friede auf Erden" betrifft, im Grundsatz „nicht von jüdischen und marxistischen Saboteuren der Systemzeit" unterscheide. Auf diesen Vorwurf erwidert Dibelius in der Weise, daß er einen in anderem Zusammenhange stehenden Abschnitt des gleichen Buches abdruckt, dessen wohl nach Dibelius' eigener Meinung entscheidende Sätze lauten: „Der Christ und mit ihm seine Kirche stehen vor der Frage: Was wird aus unserem Vaterland, wenn wir uns weigern, mit der Waffe in der Hand schützend vor seine Freiheit und vor seine Zukunft zu treten? ... Wenn die Stunde schlägt, müssen wir bereit sein, für unser Vaterland auch den Krieg mit der Waffe zu führen!" Der Christ „steht im Dienste seines Gottes, wenn er für das Vaterland kämpft"! Leider ist Dibelius' Buch als Ganzes in seiner Grundhaltung nun aber nicht von der in diesen Sätzen in Erscheinung tretenden Auffassung, sondern von ganz anderen Vorstellungen bestimmt, die dem Buch auch das Thema „Friede auf Erden" gegeben haben. Und diese Vorstellungen, denen zutiefst ein geistlicher Vorbehalt in vaterländischen Dingen zugrunde liegt, sind es, die Alfred Rosenberg gegeißelt hat. Zunächst hat ja auch Dibelius selbst an keiner Stelle zu bestreiten vermocht, daß Alfred Rosenberg ihn genau zitiert hat. Und wie ausführlich hat er ihn zitiert! Die nationale Zuverlässigkeit ist aber da grundsätzlich in Frage gestellt und außer Kurs gesetzt, wo jemand glaubt, mit nationalen Tönen den tatsächlichen Schutz der Kriegsdienstverweigerer vereinbaren zu können. Wo solches geschieht, haben die nationalen Töne ihren Klang und ihren Wert leider restlos verloren. Ein so unverdächtiger Zeuge wie die vom „Evangelischen Bund" heraus-

gegebene evangelische Wochenschrift „Die Wacht" bezeichnet in ihrer Nummer vom 7. Oktober 1937 Dibelius' Auffassung als übel und stellt ausdrücklich fest, Dibelius habe tatsächlich die Kriegsdienstverweigerer in Schutz genommen. Das muß doch Dibelius auch selbst zugeben! Infolgedessen wäre es seine kirchliche und theologische Aufgabe gewesen, die Gründe aufzuzeigen, die ihn zu seiner Stellungnahme veranlaßt haben, nicht aber, national zuverlässig klingende Sätze, die er auch geschrieben hat, mit dem lakonischen Schlußvermerk abzudrucken: „Das mag genügen." Nun, es mag Leute geben, denen es wirklich genügt. Damit aber verfehlt man das grundsätzlich Entscheidende dieser ganzen Auseinandersetzung.

Am Schluß seiner Darlegungen rührt es Dibelius selbst, wenn auch reichlich kurz, an, wenn er schreibt: der Christ „sagt nein zu Rosenbergs Rangordnung der Werte". Nicht also zu den einzelnen Werten, wohl aber eben zu ihrer Rangordnung sagt Dibelius nein. Was heißt das? Dibelius selbst gibt die Antwort: der Christ „sagt nein zu der Loslösung aller dieser Werte von dem lebendigen Gott, der der Vater Jesu Christi ist". Diese Erklärung seitens Dibelius könnte leicht Veranlassung bieten, ihn in schärfster Form anzugreifen. Wir verzichten bewußt darauf und stellen nur fest: Dibelius wirft Alfred Rosenberg nichts Geringeres als die Wegbereitung für eine Art deutscher Gottlosenbewegung vor. Und warum tut Dibelius das? Lassen wir den Gedanken, daß er sich vielleicht für Alfred Rosenbergs Angriff „revanchieren" wollte, ganz beiseite, so dürfte folgender Tatbestand feststehen.

Dibelius gehört zu den Leuten, die sofort Ketzerei, Heidentum, ja Gottlosigkeit wittern, wo jemand religiös auf einem anderen Standpunkte steht, als sie selbst vertreten. Woher weiß Dibelius, daß Alfred Rosenberg die von ihm herausgestellten Werte nur losgelöst von dem lebendigen Gott kennt? Im Munde eines evangelischen Generalsuperintendenten, der nicht der Papst zu sein beanspruchen darf und der also wissen muß, daß es Dinge gibt — und dazu gehört die hier in Rede stehende Angelegenheit —, die nur Gott selbst entscheiden kann, wirken derartige Erklärungen in der Tat typisch römisch-katholisch. Man muß schon sagen, um das theologisch Wesentliche herauszuarbeiten: wenn jemand, dann vergreift sich Otto Dibelius an der göttlichen Autorität, während Alfred Rosenberg sich mit den Werten und Wirklichkeiten bescheidet, deren Gestaltung und Aneignung uns aufgetragen ist. Unter ihnen aber nimmt das Volk, nicht eine Kirche, nicht eine noch so korrekte Theologie, den ersten Platz ein. Wo das

wie bei Alfred Rosenberg geschieht, besteht überhaupt gar keine Möglichkeit mehr, über Schutz oder Preisgabe der Kriegsdienstverweigerer Betrachtungen anzustellen. Vielmehr müssen es sich diejenigen, die solche Erörterungen für notwendig halten, dann schon gefallen lassen, als Menschen angesehen zu werden, die in denkbar bedrohlicher Nähe von Verrätern und Deserteuren stehen. Im Falle des Generalsuperintendenten Dibelius war der von diesem maßgeblich beeinflußte kirchliche Protestantismus gefragt, wie es bei ihm mit dem geistlichen Vorbehalt in nationalen Dingen, den in hervorragendem Maße sonst nur die Romkirche kennt, steht. Otto Dibelius hat geantwortet und eigentlich selbst nur erneut bewiesen, daß dieser kirchliche Protestantismus nicht gewillt ist, den geistlichen Vorbehalt aufzugeben. Unter diesen Umständen bleibt Alfred Rosenbergs Angriff nach wie vor uneingeschränkt zu Recht bestehen. Er bleibt es vor allen Dingen angesichts der ebenfalls von Otto Dibelius vertretenen Auffassung: der Christ „sagt nein zu jeder Überordnung irdischer Werte über die Christusbotschaft". Zunächst ist der seltene Fall festzustellen, daß einmal ein Theologe und Kirchenmann hier nicht von „Vergötzung" spricht, wenn er freilich auch die mit diesem Begriff bezeichnete Sache meint. Um der Wichtigkeit dieser „Sache" willen ist es nun aber notwendig, auch darauf mit einiger Gründlichkeit einzugehen.

Wenn ein Theologe und Kirchenmann wie Otto Dibelius die ihm als protestantischem Theologen gezogene Grenze, wie wir bereits gezeigt haben, Alfred Rosenberg gegenüber überschritten hat, so konnte das doch nur geschehen, weil er meinte, die von ihm vertretene Dogmatik — also Menschensatzung! — stehe gut für Gott selbst. Bereits die Einleitung zur Konkordienformel, einer für den lutherischen Protestantismus maßgebenden Bekenntnisschrift, hat mit guten Gründen vor derartigen Verwechslungen gewarnt. In der Hitze des Gefechts hat Dibelius diese Warnung überhört. Auf diese Weise ist die merkwürdige Lage entstanden, daß der Vorwurf der Überordnung einer Größe minderen Ranges über eine erstrangige Größe, also der Vorwurf der „Vergötzung", auf Dibelius selbst sitzen bleibt, nachdem er aus seiner Dogmatik Schlüsse gezogen hat, die zu ziehen keinem Menschen, in unserem Falle vor allen Dingen auch keinem protestantischen Theologen, zustehen. Demgegenüber ist es Alfred Rosenberg niemals eingefallen, sozusagen im Namen Gottes autoritäre Erklärungen von der Art, wie sie Dibelius möglich sind, abzugeben. Es ist seit anderthalb Jahrzehnten in der protestantischen Theologie Brauch ge-

worden, Warnungssignale vor dem „ihr werdet sein wie Gott" aufzurichten. Das Besondere der heutigen Lage besteht darin, daß Alfred Rosenberg, an dessem Weg die Anbringung dieser Signale, seiner weltanschaulichen Grundauffassung nach zu schließen, nicht nur überflüssig, sondern sinnlos ist, sie offenbar wesentlich genauer beachtet als die, die sie selbst aufgerichtet haben. Das liegt, um das unseres Erachtens Entscheidende mit aller Eindeutigkeit zu sagen, daran, daß die nationalsozialistische Weltanschauung darum niemals irgendeiner „Vergötzung" Vorschub leisten kann, weil ihre Grundvoraussetzung alles andere als ein dogmatisch fixierter und fixierbarer, orientalisch-statischer Gottesbegriff ist. Wer keinen solchen Gottesbegriff hat, kann ihm gegenüber auch keine Vergötzung mit anderen Größen treiben. Die Rede von Über- und Unterordnung, von Vergötzung und ähnlichem ist eine typisch theologische Rede, mit der man das deutsche Volk in Zukunft verschonen sollte. Sie geht uns wirklich schlechterdings gar nichts an.

Die soeben herausgearbeiteten Gesichtspunkte sind nun aber darum für die Auseinandersetzung, um die es hier geht, von besonderer Wichtigkeit, weil man sie in Rechnung stellen muß, will man verstehen, weshalb Alfred Rosenberg in seinen „Protestantischen Rompilgern" gelegentlich auf das nationale Versagen auch des kirchlichen Protestantismus gegenüber liberaler Demokratie, Marxismus und Bolschewismus zu sprechen kommt, um in diesem Zusammenhange dann auch auf das Freimaurertum innerhalb der evangelischen Geistlichkeit einzugehen. Im Grundsatz handelt es sich hier überall um das gleiche Problem, das nur in verschiedener Gestalt in Erscheinung tritt. Alfred Rosenbergs Gegner glauben nun, gerade hier starken Widerspruch anmelden zu müssen. Kaum eine Tatsache der neueren Geistesgeschichte steht so fest wie diese, daß es etwa seit 1918 auch einen protestantischen geistlichen Vorbehalt in nationalen Dingen gibt. Daran knüpft, wie sein Angriff auf Otto Dibelius gezeigt hat, Alfred Rosenberg an, wenn er gegen die protestantische Geistlichkeit schwere politische Vorwürfe erhebt. Man muß die Dinge schon einmal beim richtigen Namen nennen, um deutlich zu machen, worum es geht. Es gibt keinen „anständigen" Theologen, der nicht wüßte, vor welch hoffnungslos schwierige Lage ihn der Wortlaut der Bergpredigt stellt. Sie hat nicht zufällig in der Theologiegeschichte etwa der letzten zwei Jahrzehnte eine bedeutende Rolle gespielt. Die einen nahmen und nehmen sie wörtlich, d. h. so, wie sie dasteht, ohne alles dogmatische Drum und Dran, und kommen darüber zu internationalen, pazifistischen und ähnlichen Ergebnis-

sen. Andere fügen sie dem Rahmen einer ausgebildeten Sünde-Gnade-Lehre nach paulinischem Vorbilde ein und sagen nun, wie es etwa Emil Brunner tut: die Bergpredigt ist gar nicht dazu da, erfüllt zu werden, sondern sie soll gerade des Menschen ethische Grenzen aufdecken, angesichts derer er nur bekennen kann, daß er vor Gott ein Sünder ist, nicht in dieser oder jener Handlung, sondern überhaupt in seiner Zuständlichkeit — so sagt W. Künneth — als Mensch.

Am Horizont erscheint hier das Dogma von der „gefallenen Schöpfung". Es gibt nichts, was nicht unter dem Fluch der Sünde stände. Überall da, wo diese angeblich „wirkliche" Lage des Menschen verkannt wird, so sagt man, kommt es zwangsläufig zur „titanischen" Überschreitung der menschlichen Grenzen. Wer von Volk, Rasse, Staat anders als unter dem Gesichtswinkel der Sündhaftigkeit all dieser Erscheinungen redet, so meint man, der treibe eben „Vergötzung". Mit anderen Worten: nach dieser Theorie darf es keinerlei vorbehaltlosen Einsatz für die genannten Werte und Wirklichkeiten geben. Wer es anders sagt und anders handelt, habe aufgehört, ein Christ zu sein. Da haben wir den geistlichen Vorbehalt auch des kirchlichen Protestantismus wohl in seiner reinen Form vor uns. Er aber hat in Theologie und Kirche Schule gemacht und dazu geführt, daß es keinen echten theologischen und kirchlichen Einsatz mehr für den völkischen und überhaupt für den nationalen Bereich gab, der mit restlos gutem Gewissen erfolgte. Infolgedessen waren Theologie und Kirche, aufs große Ganze und grundsätzlich gesehen, außerstande, sich dem Ruf gegen Liberalismus, Logenhumanismus, ja selbst gegen Marxismus und Bolschewismus ohne jede Einschränkung zur Verfügung zu stellen. Denn das kann man nur, wenn man sich zugleich dem im rassischen Sinne völkischen Ruf unserer Gegenwart vorbehaltlos öffnet, wie ihn die nationalsozialistische Bewegung hat ergehen lassen. Gerade an dieser Stelle aber werden Einschränkungen gemacht und zwar ganz bedenkliche Einschränkungen, die, wie im Falle Homann, bis zur Beschimpfung erstrangiger deutscher Geistesheroen geführt haben, um von anderen zahlreichen Verlautbarungen ähnlicher Art zu schweigen. Keiner der kirchlichen Gegner Alfred Rosenbergs ist auf diese Tatsachen eingegangen. Der Grund für diese Erscheinung ist der gleiche, der Alfred Rosenberg zu seinen Angriffen veranlaßt hat. Treffend hat Alfred Rosenberg die Stelle gekennzeichnet, die auch in nationalen Dingen als schwache Stelle des kirchlichen Protestantismus zu bezeichnen ist. Denn er hat den von Otto Dibelius u. a. ja sogar jetzt noch gemachten geistlichen Vorbehalt

in nationalen Dingen auch im Lager des kirchlichen Protestantismus entdeckt. Dieser Vorbehalt ist eine nicht abzustreitende Tatsache. Von ihm geht die Lähmung aus, die zum protestantischen Theologenschicksal wurde. Zutiefst hängt sie mit jenen bereits umrissenen theologischen Theorien zusammen. Um diese grundsätzlichen Dinge geht es und um Personen nur soweit, als an ihnen das Grundsätzliche sichtbar wird. Daß unter diesen Umständen auch der kirchliche Protestantismus gar keine Möglichkeit hatte, mit letztem Einsatz an einer Wendung des einstigen katastrophalen deutschen Schicksals mitzuwirken, ist nun nicht mehr verwunderlich. Noch heute ist es ja so, daß der kirchliche Protestantismus demjenigen, der diesen vorbehaltlosen Einsatz fordert, eine verkehrte Rangordnung der Werte, Vergötzung und ähnliches vorwirft. Man spricht so von des Volkes Waffenrüstung unter dem Gesichtspunkt: „wie die Welt nun heute einmal ist". Mit dieser von Dibelius gemachten Bemerkung dürfte der Punkt, um den sich hier alles dreht, aufgewiesen sein.

Ihr liegt ein anderes als das völkische Daseinsverständnis zugrunde. Im Hintergrunde der Daseinsauffassung von Dibelius und der ihm nahestehenden Theologen steht jene Europa durch den semitischen Orient vermittelte Vorstellung von einem paradiesischen Urzustand der Welt, der allem geschichtlichen Geschehen vorgegeben ist. Dieser Urzustand, so sagt man dann, hat sich nicht erhalten. Aber die Sehnsucht nach ihm, die in der Folge in einer nur dogmatisch faßbaren Erlösung ihre vorläufige Erfüllung erfährt, ist, so meint man, geblieben. In jedem Falle leidet man an der Welt mit ihrem Kampf und ihren oft ungeheuerlichen Aufgaben und Sorgen. Wie dem auch sei: die Welt steht unter einem Minusvorzeichen.

Dieses Daseinsverständnis muß man im Auge behalten, wenn man selbst nationale Verlautbarungen des kirchlichen Protestantismus richtig sehen und verstehen will. Es gibt sie nicht ohne Einschränkungen gerade an der Stelle, wo das völkische Daseinsverständnis einsetzt. Dieses kennt keinen paradiesischen Urstand im Sinne des vorderasiatisch-orientalischen Menschen. Vielmehr kennt es das Dasein nur als Kampf ums Dasein. „Der Kampf ist der Vater aller Dinge", sagt der griechische Philosoph Heraklit. Mit ihm beginnt das Leben, in ihm hat es seine Mitte, mit ihm schließt es ab. Leben und Tod bilden hier eine unzerreißbare Einheit, die es ausschließt, etwa den Tod für sich zu nehmen und, wie Paulus es tut, als der „Sünde Sold" zu verstehen. Infolgedessen steht innerhalb der völkischen, d. h. innerhalb der germanisch-

deutschen Daseinsauffassung alles Sein und Geschehen nicht unter negativem, sondern unter positivem Vorzeichen. Damit ist das Leiden am Leben, an seinem Kampf, an seinen Sorgen und Aufgaben grundsätzlich aufgehoben und beseitigt. Das Dunkle und Böse ist hier nicht Grund zur Klage, sondern Kampfruf. Deshalb ist es im Rahmen des völkischen Daseinsverständnisses aber auch ganz unmöglich, einen Satz zu sprechen wie den: „wie die Welt nun heute einmal ist". Vielmehr war sie immer so, und sie wird immer so bleiben. Der Kampf regiert nicht nur bestimmte geschichtliche Stunden, sondern die Geschichte überhaupt. Diese Geschichte ist aber nicht erst das Ergebnis eines tiefen Falles, den die Menschheit einst getan hätte, sondern mit ihr fängt das menschliche Leben an.

Daraus geht nun hervor, daß allein das völkische Daseinsverständnis in dem hier umrissenen Sinne gegen jeden Daseins-Vorbehalt, der im kirchlichen Protestantismus als geistlicher Vorbehalt in Erscheinung tritt, gefeit ist. Im Lichte dieser Daseinsauffassung, mit der rassische Welt- und Geschichtsanschauung unmittelbar gesetzt sind, muß Alfred Rosenbergs Angriff auf den kirchlich-protestantischen Vorbehalt in nationalen Dingen, der außerordentlich stark verbreitet ist, gesehen werden. Nur so wird man Alfred Rosenberg gerecht. Dann erkennt man aber auch, daß er eine in der Tat besonders wunde Stelle des kirchlichen Protestantismus getroffen hat. Die Aufrechterhaltung des Vorbehalts bindet diesen gewollt oder ungewollt, jedenfalls aber tatsächlich an Rom. Darum gehören die hier in Betracht zu ziehenden Einzelbemerkungen Alfred Rosenbergs mit vollem Recht in die „Protestantischen Rompilger". Solange der geistliche Vorbehalt bestehen bleibt, gibt es keinen totalen Einsatz gegen den Bolschewismus. Denn es drängt sich sofort die Frage auf: wer kann wissen, was Gott der Welt mit dem Bolschewismus zu sagen hat? Es ist kein Zufall, daß diese Frage gerade auch innerhalb des deutschen kirchlichen Protestantismus immer wieder erörtert worden ist, ganz abgesehen davon, daß Weltkirchenbewegung und Weltprotestantismus mit ihr nach wie vor ernsthaft beschäftigt sind. Diese Tatsachen, die nicht geeignet sind, den Bolschewismus vernichtend zu treffen — und nur so wird er wirklich getroffen —, hat Alfred Rosenberg bei seinem Angriff im Auge. Lähmung bedeutet auf diesem Gebiet Kapitulation. Insbesondere kommt es zu ihr überall da, wo der Liberalismus herrscht. Unter diesem Gesichtspunkt sind Alfred Rosenbergs Angriffe gegen eine freimaurerische Geistlichkeit nur zu berechtigt. Es geht nämlich nicht um die Frage, inwieweit dieser oder jener freimau-

rerische Theologe eine „zuverlässige nationale Haltung" gezeigt hat. Sondern es geht um die Feststellung, daß das humanitär-liberale Logenwesen dem Liberalismus mit allen seinen furchtbaren Folgen Vorschub geleistet hat, weil es von Grund auf dagegen gar nicht gefeit sein konnte. Im übrigen haben vornehmlich evangelische Pfarrer in einer stattlichen Reihe von nachgewiesenen Fällen das Logenamt eines sogenannten „Meisters vom Stuhl" und noch höhere Stellen bekleidet. Was aber noch wichtiger ist, ist dies: der Einfluß gerade dieser Geistlichen war nachgewiesenermaßen unverhältnismäßig groß. Dieser Tatbestand kann wahrlich nicht mit dem Hinweis des Württembergischen Evangelischen Oberkirchenrats aus der Welt geschafft werden, wonach in Württemberg nur etwa vier Geistliche einer Loge angehört haben. Mit solchen Verharmlosungen wird man der Wirklichkeit nicht gerecht.

Man wird es freilich auch nicht, wenn man, wie „Die Wacht", eine Wochenschrift des Evangelischen Bundes, es tut, feststellt, Otto Dibelius sei nur ein einzelner. Nun, gerade dieser einzelne steht für mehrere hundert andere einzelne. Das läßt sich doch besonders im Falle des in hohem Grade aktiven, mit Gestaltungswillen und auch Gestaltungskraft ausgerüsteten ehemaligen kurmärkischen Generalsuperintendenten unter gar keinen Umständen bestreiten. Kirchenamtlich repräsentierte gerade Otto Dibelius das kirchliche System in der Zeit zwischen 1920 und 1933 in hervorragendem Maße. Diese Tatsachen verkleinern wollen, hieße Otto Dibelius einen schlechten Dienst erweisen. Genau so abwegig ist es, wenn dieselbe Zeitschrift Friedrich Heiler als „bedeutungslosen Eigenbrötler" bezeichnet. In Wirklichkeit ist Heiler das Haupt der keineswegs bedeutungslosen hochkirchlichen Bewegung innerhalb des kirchlichen Protestantismus, deren Unterschiede gegenüber der Romkirche nun allerdings gleitende sind. Offenbar will „Die Wacht" solche nur zu klar nach Rom zurückgleitende Geister von den Rockschössen des kirchlichen Protestantismus abschütteln. Das kann nicht gelingen. Darum hätte „Die Wacht" besser getan, über Professor Heiler mit Stillschweigen „hinwegzugleiten".

Hinsichtlich des Filmstreifens, den der Evangelisch-Soziale Presseverband für die Provinz Sachsen als Antwort auf die „Protestantischen Rompilger" hergestellt hat, ist darum nicht viel zu sagen, weil sich das vorgelegte Bildmaterial in der Hauptsache darauf beschränkt, die geschichtliche Vergangenheit sprechen zu lassen. Luther wird gezeigt, wie ihn der Presseverband versteht. Von einer Antwort auf Alfred Rosenbergs Kampfschrift kann keine Rede sein.

Mehr Beachtung verdienen gewisse kirchenamtliche Erklärungen, die nicht nur vom Kasseler Gremium der Kirchenführer, die hauptsächlich zur Bekennenden Kirche gehören, sondern, z. B. im Falle der Kreissynode Rothenburg II in Schlesien, auch von einzelnen Pfarrerschaften zu den „Protestantischen Rompilgern" abgegeben worden sind.

Die Erklärung der Kirchenführer wird uns im Zusammenhange mit dem Erbsündenproblem, das in ihr eine große Rolle spielt, noch besonders beschäftigen. Dagegen muß folgendes schon hier festgestellt werden.

Es ist geradezu auffällig, daß das von Alfred Rosenberg vorgelegte Material in dieser Erklärung an keiner einzigen Stelle Berücksichtigung findet. Das ist zum wenigsten eine seltsame Art der Auseinandersetzung. Dafür enthält die Erklärung Angriffe auf Alfred Rosenberg, denen gegenüber der mildeste Ausdruck „unqualifizierbar" ist. Es wird nämlich behauptet, Alfred Rosenberg „belaste" die Volksgemeinschaft mit schweren Glaubenskämpfen und gefährde sie dadurch unmittelbar. Wir beschränken uns darauf, dazu nur dies zu sagen. Wenn jemand, so darf doch wohl Alfred Rosenberg für sich in Anspruch nehmen, einen Großteil seines bisherigen Lebens nur der einen Aufgabe, der Schaffung einer innerlich begründeten Volksgemeinschaft, gewidmet zu haben. Daß sie, die uns eine mehr als tausendjährige Geschichte vorenthalten hat, nicht ohne Opfer auch geistiger und seelischer Art, die der einzelne bringen muß, zu erreichen ist, gerade darauf hat Alfred Rosenberg immer erneut hingewiesen. Dafür sollten beamtete Seelsorger doch eigentlich ein gewisses Verständnis aufzubringen vermögen. Statt dessen haben sie es für richtig gehalten, gegen Alfred Rosenberg die schwerste Anklage zu erheben, die es heute unter uns gibt: er gefährde die Volksgemeinschaft! Mit der Ruhe und Sachlichkeit, zu der wir uns im Eingang unserer Ausführungen verpflichtet haben, können wir nur feststellen: für den Kampf um eine innerlich gefestigte, also geschichtlich ernstzunehmende Volksgemeinschaft scheiden die Kirchenführer des kirchlichen Protestantismus, die die Kasseler Erklärung unterschrieben haben, nunmehr wohl aus, nachdem sie selbst mit klaren Worten bewiesen haben, daß ihnen das Wesen der deutschen Volksgemeinschaft und die Voraussetzungen ihres Werdens verborgen geblieben sind. Ihre Rangordnung der Werte ist in der Tat eine so andersartige als die des völkischen Deutschlands, daß eine öffentliche Fortsetzung dieses „Gesprächs" dann allerdings zu einer Belastung und Gefährdung der Volksgemeinschaft führen würde. Wir können freilich den Hinweis nicht verschweigen, daß die von den evangelischen

Kirchenführern ausgegebene Parole von der gefährdeten Volksgemeinschaft im Raum des amtlichen politischen Katholizismus, wie eine einschlägige Kanzelerklärung beweist, sofort starken Widerhall gefunden hat.

Die mit diesen Vorkommnissen gegebene Atmosphäre ist es, die der ganzen Grundhaltung seiner Abwehrschrift nach Alfred Rosenberg meint, wenn er auf den Fall Thieme zu sprechen kommt. Die Tatsache, daß Thieme und mit ihm eine ganze Anzahl anderer Protestanten römisch-katholisch geworden sind, kann nicht bestritten werden. Thiemes Rompilgerschaft ist gewiß nicht mehr, aber allerdings auch nicht weniger als ein wichtiger Stein in dem Mosaik der protestantischen Rompilgerschaft überhaupt. Man beachte doch einmal die Begründung, die Thieme seinem Schritt gegeben hat! Und man vergleiche diese Begründung mit all den Erscheinungen, die wir in unseren bisherigen Ausführungen abgehandelt haben! Dann erkennt man sehr bald klar, daß das, worauf es Alfred Rosenberg ankommt, völlig zutreffend ist. Sagen wir es doch einmal mit schonungsloser Offenheit: die kirchlichen Protestanten, die gegen Alfred Rosenberg wie überhaupt gegen die rassische Weltanschauung den Großkampf eröffnet haben, würden in dem allerdings nur theoretisch zu setzenden Falle einer Entscheidung zwischen der rassischen Weltanschauung und der Romkirche doch wohl ganz gewiß der Romkirche den Vorzug geben, wie es Thieme bereits getan hat. Warum hält man denn im Lager des kirchlichen Protestantismus Alfred Rosenbergs Hinweis auf den Fall Thieme für nicht stichhaltig? Weil es sich um einen „ausgefallenen Einzelfall" handelt. Es wäre nur begrüßenswert, wenn Alfred Rosenberg mit dem Beispiel Thieme ein schwerer Irrtum unterlaufen wäre. Es bleibt das — leider — abzuwarten.

Schließlich müssen wir noch mit einem Wort auf die Erklärung der bereits genannten Kreissynode, d. h. der ihr angehörenden Pfarrer und Vikare, eingehen. Sie nehmen Anstoß an Alfred Rosenbergs Gegenüberstellung von Erbsünde und Erbadel, die bei ihm einem ausschließenden Gegensatz gleichkommt. Auf die tieferen Hintergründe dieses bedeutungsvollen Gegenstandes kommen wir später noch ausführlich zu sprechen. Im Augenblick ist allein die von diesen Pfarrern und Vikaren unter Führung ihres Superintendenten gemachte Bemerkung von einiger Wichtigkeit: sie müßten einer Obrigkeit, die Alfred Rosenbergs entsprechender Auffassung beiträte, in diesem Punkte die Gefolgschaft versagen. Man könnte darauf einfach antworten: warum warten es denn diese Pfarrer nicht ab, bis der von ihnen befürchtete Tatbestand erfüllt ist? Daß sie das nicht tun, ist immerhin bemerkenswert. Es gibt nämlich keine deutsche Staatstreue auf Kündigung, unter

gar keinen Umständen. Die betreffenden Pfarrer sollten darüber einmal recht gründlich nachdenken. Im übrigen aber ist es doch wirklich — sagen wir vorsichtig — abwegig zu meinen, der nationalsozialistische Staat habe es sich vorgenommen oder könnte darauf verfallen, das deutsche Volk über das Verhältnis von Erbadel und Erbsünde staatsgesetzlich aufzuklären und entsprechend zu verpflichten. Wie denkt man sich das denn? Soll die Polizei als Vertreter der von diesen Pfarrern angerufenen Obrigkeit durch das Land ziehen, um Haus bei Haus festzustellen, wer für Erbadel und wer für Erbsünde oder wer gegen eins dieser beiden oder vielleicht auch gegen beide ist? Was sind das doch für seltsame Vorstellungen! Die Bewegung selbst allerdings muß es ablehnen, sich von irgendwelchen Pfarrern auf bestimmte, diesen genehme Auffassungen festlegen zu lassen. Denn die Bewegung wird von ihrer eigenen Weltanschauung getragen, deren Grundsätze eindeutig feststehen.

Natürlich stehen die bisher behandelten Einzelheiten in einem größeren Zusammenhange, den in unser Bewußtsein erhoben zu haben das Verdienst Alfred Rosenbergs ist. Auch seine eigenen Einzelbemerkungen wollen auf dem Hintergrunde dieses größeren Zusammenhanges gesehen und verstanden werden. Stellen doch die „Protestantischen Rompilger" keineswegs, wie Alfred Rosenbergs Gegner zu glauben scheinen, eine Sammlung von kirchenpolitischen Kurzgeschichten dar; vielmehr wollen gerade auch sie als Ausdruck jener Weltanschauung begriffen sein, die im „Mythus des 20. Jahrhunderts" ihren Niederschlag gefunden hat. Daraus erklärt sich der Untertitel der Schrift Alfred Rosenbergs: Der Verrat an Luther und der Mythus des 20. Jahrhunderts. Mit der einen rühmlichen Ausnahme der Frankfurter Pfarrer, die sich ausführlich und in begrüßenswert anständiger Form mit Alfred Rosenberg auseinandergesetzt haben, ist dieser Sachverhalt eigentlich nirgends so recht gesehen worden. Wir kommen auf diese Frankfurter Vorträge, die durchweg das Wesentliche im Auge haben, noch zurück.

Immerhin können wir es uns nicht versagen, diesen Abschnitt mit einem Hinweis auf den hinter Alfred Rosenbergs Schrift stehenden größeren Zusammenhang zu beschließen. Wir meinen folgendes:

Aufs Große gesehen stellen wir drei epochemachende Einschnitte in unserer Geschichte fest. Das ist zunächst das Zeitalter der Christianisierung der Germanen, in dem zugleich die Germanisierung des Christentums begann, ohne die das Christentum vermutlich eine Mittelmeer-Angelegenheit geblieben und niemals zur Welt-

religion aufgestiegen wäre. Eingeleitet wurde dieses Zeitalter durch die Beauftragten der Romkirche, die vor einem Jahrtausend in der Kutte des römisch-katholischen Priesters und Missionars nach Deutschland kamen. Das ist zweitens das Zeitalter der Reformation, dessen Schwergewicht wiederum im Kirchlichen lag und das, wie schon Paul de Lagarde u. a. richtig erkannt hat, zur konfessionellen Aufspaltung des deutschen Volkes führte. Ohne Werturteil muß diese geschichtliche Tatsache eben als Tatsache der Geschichte festgestellt werden. Es muß weiter festgestellt werden, daß keine der beiden Konfessionen in der Stunde höchster Gefahr für die Existenz des Deutschen Reiches und Volkes imstande gewesen ist, eine innere Wendung des unerträglichen deutschen Schicksals nach dem Weltkriege und nach Versailles herbeizuführen. Nach Lage der Dinge aber mußte diese Wendung, falls sie gelang, einem epochemachenden Einschnitt gleichkommen, der hinter den bereits umrissenen Einschnitten an Bedeutung in nichts zurückstand. Zunächst auch ganz ohne Werturteil muß die geschichtliche Tatsache wiederum als unverrückbare Tatsache der Geschichte festgestellt werden, daß besagte Wendung von der nationalsozialistischen Bewegung herbeigeführt wurde, innerlich und äußerlich. Nicht der Kuttenträger, wie vor einem Jahrtausend, nicht der Talarträger, wie vor vierhundert Jahren, sondern der Mann im Braunhemd, der Kämpfer für eine politische Idee, trat 1933 sichtbar als Gestalter der deutschen Geschichte in Erscheinung. Mit seiner politischen Idee brachte der Mann im Braunhemd eine Weltanschauung und eine neue Geschichtsauffassung, die rassische, mit. Ohne sie gäbe es keinen epochalen Anspruch des Nationalsozialismus. Mit ihnen ist er Wirklichkeit geworden. Die Richtung dieses Anspruches verläuft auf das Volk hin, in dessen Schoß er einst geboren wurde. Und dieses Volk wird hier notwendig als eine Einheit erlebt und gesehen, vor der auf die Dauer keinerlei wesenhafte Aufspaltungen innerer und äußerer Art Geltung haben können. Dieses Volk zu schaffen, weiß sich der Nationalsozialismus gesandt. Er hat also, will man es mit theologischen Begriffen sagen, eine Sendung, und er hat auch eine Botschaft, eben die rassische Welt- und Geschichtsauffassung, deren erstes ins Auge fallende Merkmal die unvorstellbar enge Zusammengehörigkeit von Leib, Seele und Geist ist. Diese Einheit und die Einheit des Volkes liegen auf einer Linie. Daß dieser von Alfred Rosenberg erarbeitete und begründete Sachverhalt zum inneren Besitz des deutschen Volkes wird, dafür kämpft der Nationalsozialismus seinen gewiß harten Kampf mit unerschütterlicher Siegeszuversicht.

II.

Die großen Fragen.

Der Angriff, den Alfred Rosenbergs Abwehrschrift „Protestantische Rompilger" ausgelöst hat, wird von seinen Gegnern in der Hauptsache auf fünf Gebieten vorgetragen. Es handelt sich erstens um die Eigenart des Lutherbildes Alfred Rosenbergs, zweitens um die Bedeutung des Weltbildes für Weltanschauung und Religion, drittens um Wesen und Verhältnis von Erbsünde und Erbadel, wobei das Problem des Biblizismus und der Judaisierung der Welt germanischer Werte durch den Jahweglauben mit zu berücksichtigen ist, viertens um Wesen und Arbeitsweise der Weltkirchenbewegung, schließlich fünftens um den Angriff auf den Mythus selbst.

Soviel sich erkennen läßt, hat der kirchliche Protestantismus zur Sache selbst alles ihm wesentlich Erscheinende im Laufe der letzten Monate gesagt. Theologen verschiedenartiger Prägung haben zu Einzelfragen oder auch zum Ganzen der Schrift Alfred Rosenbergs gelegentlich mit großer Ausführlichkeit Stellung genommen. Das ist, um nur die wichtigsten Verlautbarungen zu nennen, in den von Fr. Manz herausgegebenen fünf Frankfurter Vorträgen geschehen, die sich unter dem Thema: „Ist der Protestantismus auf dem Wege nach Rom?" zum Ganzen der Schrift Alfred Rosenbergs geäußert haben. Das ist weiter in verschiedenen kirchlichen Zeitschriften wie „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung", „Hamburgische Kirchenzeitung", „Deutsches Pfarrerblatt", „Junge Kirche", „Die Christliche Welt", „Der Evangelische Beobachter", „Deutsch-Evangelische Korrespondenz", darüber hinaus in Broschüren wie denen von S. Scharfe, „Verrat an Luthers Sache?", und von Schuler, „Ist die protestantische Kirche auf dem Wege nach Rom?", geschehen, wozu noch einige deutsch-christliche Verlautbarungen treten. Es trifft also keineswegs die Behauptung der Bekennenden Kirche zu, daß ihr mit der Beschlagnahme der Schrift von Künneth die Möglichkeit einer Entgegnung auf die Schrift Alfred Rosenbergs genommen worden sei. Wenn jedoch der hannoversche Landesbischof Marahrens und der Nürnberger Kreisdekan Schieder, also kirchenamtliche Persönlichkeiten, diese Auffassung vertreten, so ändert das an den gegebenen Tatsachen nichts, unterstreicht aber bezeichnenderweise, daß Alfred Rosenberg mit vollem Recht Künneth als amtlichen Vertreter der Deutschen Evangelischen Kirche gewertet hat. Die alsbald nach dem Erscheinen der Schrift angekündigte Broschüre

W. Künneths, die beschlagnahmt wurde, ist die einzige in ihrer Wirkung behinderte Antwort an Alfred Rosenberg. Im Falle Künneth hat der Staat nur einem seiner Bürger Einhalt geboten, der sich erkühnte, die Fundamente des nationalsozialistischen Staates, noch dazu in reichlich ungehöriger Form, anzugreifen.

Künneth hat immer behauptet, lediglich ein evangelisches Glaubenszeugnis abzulegen. Hätte er das nur getan! Es wird aber erschreckend deutlich sichtbar, wie stark selbst ein Mann wie Künneth, der den Liberalismus doch angeblich haßt, noch in liberalistischen Vorstellungen befangen ist, auf Grund deren er sich einen sturmfreien Bezirk gegenüber von Staat und Partei konstruiert, an deren Schicksalhaftigkeit für den deutschen Menschen er so vorbeidenkt, wie das sonst nur Liberalisten tun. Mehrfach hat es Künneth ausgesprochen, „nicht das rassische Prinzip, sondern die Offenbarung" sei der Ausgangspunkt aller Beurteilung, einer Beurteilung, die die „Hilflosigkeit des rassischen Denkens" unter Beweis stelle. Mit anderen Worten: rassisches Denken und völkisch gegründeter Glauben interessieren Künneth nicht nur nicht, sondern sie gelten ihm im Gegenteil als Illusion und Täuschung. Ihn interessieren allein Heilstatsachen. Mit ihnen versucht er alles, auch die Judenfrage, zu klären. Darum sagt er wörtlich, das Kreuz Christi stelle den „Wendepunkt" im Leben der Juden dar; seitdem habe sich der „Charakter" der Juden „geändert". Es ist nach Künneth also nichts mit der Rasse, deren Merkmale, da erblich, immer die gleichen bleiben. Mit anderen Worten: in Anbetracht der Klugheit und Belesenheit W. Künneths kann nur angenommen werden, daß er — wie er selbst wahrscheinlich sagen würde: um des Glaubens willen — rassisches Denken und Glauben bewußt sabotiert. In diesem Zusammenhange ist ausgerechnet Künneth, der sich fast in jedem zweiten Satz auf die Bibel beruft, das Mißgeschick passiert, daß er sich mit seiner Auffassung in der Judenfrage in klaren Gegensatz zu Jesus gestellt hat, der bekanntlich die Israeliten und Juden einer längst vergangenen Zeit, also gerade die Juden vor der Kreuzigung, geradezu als „Mörder" bezeichnet hat, die von jeher die Propheten gesteinigt und verbrannt hätten. In bezug auf sich selbst ruft er darum den Juden zu: so erfüllet an mir auch ihr das Werk eurer Väter! Es ist also nichts mit dem „Wendepunkt", der den „Charakter" der Juden „geändert" hätte. Wer derartige Theorien trotzdem vorträgt, ist nach unseren Feststellungen also zunächst nicht einmal ein einwandfreier biblischer Theologe, vor allem aber beweist er sich als be-

wußter Gegner der rassischen Welt- und Geschichtsauffassung. Es geht W. Künneth so, wie es vielen anderen Theologen auch ergangen ist: sie sind, ohne es zu merken, auf jene Gedankengänge hereingefallen, die der Bochumer Pfarrer H. Ehrenberg, seines Zeichens ein Volljude, 1933 in seinen bekannten Leitsätzen vorgetragen hat, in denen erstmalig Sache und Begriff der Bekennenden Kirche der Öffentlichkeit zu Gehör gebracht wurden. Diese Leitsätze sagen über die Juden ganz ähnliches aus, wie später W. Künneth ausgeführt hat.

Uns liegt nunmehr ob, die bereits aufgeführten großen Probleme zu behandeln und zwar in der Weise, daß wir zunächst wieder die Meinung der Gegner Alfred Rosenbergs feststellen, um dann unsere Auffassung mit den entsprechenden Begründungen vorzutragen. Gerade hier wird eine Behandlung auch theologischer Einzelheiten notwendig werden, um so dem Gebot der Sachlichkeit und Gerechtigkeit vollends Genüge zu tun.

Eigenart des Lutherbildes bei Alfred Rosenberg.

Die Auseinandersetzung mit Alfred Rosenbergs Lutherbild nimmt in den Veröffentlichungen zu den „Protestantischen Rompilgern" weitaus den größten Raum ein. Das ist auch durchaus begreiflich, besonders wenn man auf den Untertitel „Der Verrat an Luther" sieht.

Alfred Rosenbergs Lutherauffassung gipfelt in der These: Luthers Wirken ist, aus der Tiefe verstanden, seinem Wesen nach germanischer Charakterprotest. Luther habe die Gewissensfreiheit erkämpft. Auch sei es ihm keineswegs leicht gefallen, mit dem Gott am Kreuz zurechtzukommen. Aus Luthers blutvollem echtem Bekenntnis sei allmählich „ein blutloses, aber starrsinniges Plappern geworden, das sich gleich einer tibetanischen Gebetsmühle immer wieder gleichförmig wiederholt".

In einer Rede, die W. Künneth in der St. Lorenzkirche in Nürnberg am 21. Oktober 1937 gehalten hat, hat er Alfred Rosenbergs Lutherauffassung, wie überhaupt seine Meinung über den Protestantismus, als Karikatur bezeichnet, nachdem bereits Landesbischof Marahrens in seiner Erntedankfestpredigt die gleiche Äußerung getan hatte. Das Nachrichtenblatt „Der Evangelische Beobachter", herausgegeben vom Evangelisch-Sozialen Preßverband für die Provinz Sachsen, meint, „. . . das Rosenbergsche Lutherbild entspricht nicht der geschichtlichen Wirklichkeit". Sonst hätte „etwas von dem gewaltigen religiösen Ernst erkennbar werden müssen, der von den Anfängen bis zum Ende Luthers Ringen und Schaffen erfüllt", von seinem „Kampf

um die Bibel" und seiner „innigen Verbindung mit seinem Herrn und Heiland Jesus Christus". Alfred Rosenberg verkenne vollständig das Wesen der Reformation, der es auf „Erneuerung der christlichen Kirche aus den Lebenskräften des Evangeliums" angekommen sei. Nur hier sei der Punkt zu finden, von dem aus sich der Gegensatz zur Romkirche ergebe. Luther sei nur als der „Mann mit der Bibel" und niemals anders zu verstehen. Der „germanische Charakterprotest" — darauf läuft die ganze Beweisführung des „Evangelischen Beobachters" hinaus — sei sekundär. Diesen zuletzt umrissenen Gedanken bringen die Richtlinien, die der Württembergische Evangelische Oberkirchenrat für das Reformationsfest herausgegeben hat, noch deutlicher zum Ausdruck. Da heißt es an einer Stelle: „Luther lebt für Deutschland, aber nicht aus Deutschland. Der Antrieb zu seiner Reformation kommt aus dem Gefangensein im Evangelium, aber nicht aus dem deutschen Willen." Das Wochenblatt des Evangelischen Bundes, „Die Wacht", ist auf den Ton gestimmt, der auch sonst vielfach erklingt: Alfred Rosenberg sehe nicht den ganzen Luther. Ähnlich äußert sich Propst Sommer in der „Hamburgischen Kirchenzeitung". Dieser Artikel trägt in starkem Maße erbaulichen Charakter und enthält auch mancherlei Schiefes, so, wenn Sommer schreibt, niemand denke daran, „mit fliegenden Fahnen" nach Rom zu pilgern. Nun, das hat Alfred Rosenberg niemals behauptet. Solche Erklärungen zeigen nur, daß man den Sinn der Schrift „Protestantische Rompilger" nicht richtig verstanden hat. Unter Mystik versteht Sommer „Gefühle ohne klare Gedanken". Da kommt doch Lütgert in seiner bekannten großen Darstellung über die Religion des Idealismus der Wahrheit wesentlich näher, wenn er unsere größten und zugleich klarsten Denker als Mystiker bezeichnet. Man denke nur einmal an die bekannte Linie, die von Eckhart etwa auch zu Leibniz und von diesem zu Hegel, andererseits zu Schopenhauer führt! Die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz", das Nachrichtenblatt des Evangelischen Bundes, beruft sich auf W. Burkerts Aufsatz in „Unsere Kirche" (Nr. 42/1937) über Thiels bekannte zweibändige Lutherbiographie und stellt fest, daß im jungen Luther tatsächlich die Vernunft mächtig gegen die Vorstellung von dem Gott am Kreuz gestritten habe. Im übrigen aber sei die Freiheit, die Luther verkündet habe, identisch mit der Christusknechtschaft. Unter den übrigen Veröffentlichungen sind drei Gruppen zu unterscheiden. H. Lilje und W. Künneth eröffnen gegen Alfred Rosenbergs Lutherbild eine Art Großangriff. Wesentlich gemilderter tritt Professor Preuß-Erlangen in die Auseinandersetzung mit ihm ein. Am stärksten um ein Verständnis

der Gedankengänge Alfred Rosenbergs bemühen sich die von Manz herausgegebenen fünf Frankfurter Vorträge. Auch sie kommen freilich zu dem bekannten Schluß, Alfred Rosenberg sehe nur den halben Luther, und sie bekennen mit Nietzsche, daß unser letztes großes Ereignis noch immer Luther und die Reformation sei. Sie warnen aber nachdrücklich vor jeder orthodoxen Lutherrenaissance. Die vierhundert Jahre, die inzwischen vergangen seien, ließen sich um keinen Preis ungeschehen machen. Sie schlössen jede naive Herübernahme der Theologie Luthers grundsätzlich aus. Preuß bemerkt, Alfred Rosenberg fasse auch Luther rein politisch. Das sei durchaus möglich, wie man ja Luther auch in der Musik- und Literaturgeschichte ohne grundsätzliche Berücksichtigung seiner ganzen Theologie behandeln könne. Preuß fragt: „Aber geht es nicht zu weit, wenn dieser relative Standpunkt zu einem absoluten erhoben wird?, wenn also von allen verlangt wird, diesen Mann nur nach diesem Gesichtspunkt zu werten und zu verstehen?" Und er stellt fest: „Es ist schon leider so . . ., daß bei so manchem von ‚Luther dem Deutschen' gar nichts mehr übrig geblieben ist." Jedoch: „Der deutsche Sinn hat das Evangelium zwar entdeckt, aber nicht erfunden." Insbesondere entferne sich Alfred Rosenberg in drei Stücken diametral von Luther: in der Stellung zum Alten Testament, in der Frage einer einmaligen Offenbarung und in der Auffassung von Sünde und Erbsünde. H. Lilje betont, gerade Luther habe sich für Dogmatik als Lehre und Glauben der Kirche gegen die Metaphysik mit ihren Spekulationen eingesetzt. „Eine Frömmigkeit, die aus dem Gemüt stammt, ist für die Kirche Martin Luthers eine verdächtige Angelegenheit." Es ginge nicht an, die Kirche der Heilstatsachen durch eine „subjektivistische Kirche" zu ersetzen. Luthers Stellung zu der Vorstellung eines Gottes am Kreuz werde am besten, abgesehen von den Schmalkaldischen Artikeln, aus seinen 1518 in Heidelberg vorgetragenen Thesen, besonders aus These 20, klar. Danach sei Luther geradezu als der Schrittmacher der „Theologie des Kreuzes" zu bezeichnen. Alfred Rosenbergs Rede von der Bedeutung Luthers für die Gewissensfreiheit sei eine „altmodische Angelegenheit des Kulturprotestantismus". Diesen Gedanken dürfte H. Lilje u. a. auch gegen die theologisch-liberalen, von Manz herausgegebenen Vorträge geltend machen, worauf die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz" bereits verwiesen hat. Ähnliche Darlegungen wie denen Liljes begegnen wir bei W. Künneth, der mit Emphase erklärt, gerade die lutherische Dogmatik schütze die evangelische Kirche dann, wenn an ihr keinerlei Abstriche gemacht würden, vor Rompilgerschaft. Mit anderen Worten: Künneth erkennt zwischen Rom und

Wittenberg grundsätzlich nur einen Unterschied, den dogmatischen, an. Von seinem ihm selbst wohl wichtigsten Argument gegen Alfred Rosenberg, von der Ubiquitätslehre, die angeblich weltanschauliche Fragen vor dem evangelischen Glauben zu mehr oder weniger belanglosen Fragen stempelt, wird später noch ausführlich zu handeln sein. Wir hoffen, in dieser Übersicht keine wesentliche Stimme überhört zu haben. Insbesondere lag uns daran, die den Gegnern Alfred Rosenbergs selbst wichtig erscheinenden Argumente kurz zu umreißen, um von vornherein jedes unnötige Aneinandervorbeireden auszuschließen.

Nach diesen Feststellungen treten wir nunmehr in die Auseinandersetzung mit den Angriffen auf Alfred Rosenbergs Lutherbild ein.

Daß eine Abwehrschrift nicht alle angeschnittenen Probleme erschöpfend behandeln kann, sollte klar sein. Man wird in ihr also kein abgerundetes Lutherbild, das alle Einzelheiten berücksichtigt, erwarten dürfen. Um ein solches bemüht sich Thiel, den Alfred Rosenberg darum auch ausdrücklich zitiert hat. Wie steht es nun mit Luthers Stellung zum „Gott am Kreuz"? Mit dieser Frage hängt aufs engste die andere Frage zusammen, was es um Luthers „germanischen Charakterprotest" ist. Dazu ist nun folgendes zu sagen.

Es steht nach den in diesem Punkte unbestrittenen Forschungen Karl Holls u. a. fest, daß Luther in seiner Frühzeit nicht nur denkbar schwere Glaubensskrupel gehabt hat, sondern selbst vor Gotteslästerungen nicht zurückgeschreckt ist. Im Zusammenhange mit der scholastischen Lehre von der ewigen Erwählung erschien ihm Gott, der Gott, der es zur Kreuzigung seines Sohnes hatte kommen lassen, als grausam und willkürlich, ja — dieses Wort gebraucht Luther ausdrücklich — als scheelsüchtig. Dieser scheelsüchtige Gott, der zugleich der „Gott am Kreuz" ist, ist doch aber — und darauf muß besonderes Gewicht gelegt werden — identisch mit dem „eifersüchtigen" Gott des Alten Testaments, der Jahwe heißt und den Luther — nicht ganz zutreffend — als „eifrig" bezeichnet. Diesen Gott hat Luther also tatsächlich gelästert, an ihm ist er verzweifelt. Wenn Luther in jener Zeit schreibt, damals habe er Christus verloren (Christum amiseram), dann heißt das doch, er habe damals mit Christus als dem Gott am Kreuz nichts anfangen können. Die neuere Lutherforschung hat bewiesen, daß Luther sich mit dem Gott am Kreuz erst befreunden konnte, als sich sein theologischer Gottesbegriff

geändert hatte. Wirklich geglaubt hat Luther in seinem Leben ausschließlich und nur an einen Gott, der vergeben will. Erst nachdem er in der ihm allein eigenen Art der Begegnung mit Röm. 1, 16 dieses Gottes gewiß geworden ist, geht er dazu über, nun auch Christus, wie Holl einmal sagt, gewissermaßen „als tatsächliche Bestätigung und Bürgschaft des Gnadenwillens" Bedeutung einzuräumen.

Danach steht fest, daß Luther selbst über ein ganz bestimmtes religiöses Verständnis, genauer Vorverständnis, verfügte, als er in die Auseinandersetzung mit der Bibel eintrat. Es ist eine wissenschaftlich unsaubere Rede, Luther einfach als den „Mann mit der Bibel" zu bezeichnen. Das wurde er erst, als er die Bibel so verstand, daß sie nun nicht mehr in Gegensatz zu seinem religiösen Vorverständnis trat. Wenn Luther tatsächlich und erwiesenermaßen nur an einen Gott wirklich geglaubt hat und glauben konnte, der vergeben will, das heißt also: an einen Gott, den er zunächst in der Bibel gerade nicht fand, dann ist damit bewiesen, daß in ihm während seines ganzen Lebens der germanische Freundgottglaube zum wenigsten gefühls- und stimmungsmäßig lebendig gewesen ist. Dieser Glaube läßt es bei ihm zu Skrupeln und Gotteslästerungen an dem Gott der Bibel kommen. Sie verschwinden erst — und das ist von denkbar größter Bedeutung —, als er den Gott der Bibel nicht mehr im Gegensatz zu dem von uns so genannten germanischen Freundgottglauben, d. h. also: zu seinem germanisch-deutschen religiösen Vorverständnis sieht. Mit anderen Worten: in Luther brach, wie Alfred Rosenberg ganz richtig sagt, der germanische Charakterprotest gegen orientalisch-romanische Religionsvorstellungen durch. Nur ein germanisch-deutscher Mensch konnte die Bibel so verstehen und deuten, wie es bei Luther geschehen ist. Es wird auf der Welt nichts gelesen — auch die Bibel nicht —, was nicht gleichzeitig gedeutet würde. Und es gibt keine Deutung ohne den Deutenden. Diesen wiederum gibt es nicht abgesehen von seiner blutmäßig, also rassisch bestimmten Art. Die Wahrheit dieser Feststellungen wird gerade durch Luther schlagend bewiesen. Das hat Alfred Rosenberg unzweifelhaft richtig erkannt. Seine Gegner dagegen greifen ihn auf der Grundlage eines gar nicht zur Erörterung stehenden Lutherbildes, nämlich des Luther nach der von uns ins Auge gefaßten Zeit, an. Die Gegner Alfred Rosenbergs haben dabei ausnahmslos übersehen, aus welchen Voraussetzungen auch bei dem von ihnen in den Vordergrund geschobenen Luther die Entscheidungen gefallen sind. Diese Voraussetzungen, die in Luthers germanisch-deutscher Art gründen, sind

aber nun das, was uns heute an Luther bewegt. Wir haben kein Interesse an dem ganzen Luther, der so, wie er war, niemals wieder möglich sein dürfte, da es in der Geschichte kein Zurück gibt. Dagegen beschäftigt uns der Luther außerordentlich stark, der aus Deutschland heraus gewissermaßen als ein Repräsentant des ewigen Deutschland in unserer Geschichte das Wort ergriffen hat. Wenn der Württembergische Oberkirchenrat mit dem so verstandenen Luther nichts zu tun haben will, so wirft das ein bezeichnendes Licht auf den Geist einer amtlichen deutschen Kirche. Wenn nun aber H. Preuß meint, damit sei nur die politische Seite an Luther berücksichtigt, deren Verabsolutierung abzulehnen sei, so werden wir Preuß sagen müssen, daß er mit dem Wort „Politik" offenbar einen ganz falschen Begriff verbindet. Denn wenn dieses Wort in dem vorliegenden Falle einen Sinn haben soll, dann kann es nur bedeuten: totale Deutschheit. Deutschheit: weil Luther ohne seine germanisch-deutsche Art zu denken und zu glauben nicht der uns bekannte Luther wäre; und totale Deutschheit: weil nun allerdings ausnahmslos alles an germanisch-deutscher Art zu messen und auszurichten ist. Darum vermögen wir auch nur den unter diesem Gesichtswinkel gesehenen Luther der uns wirklich eigenen Geschichte einzufügen. Trotz des Einspruches von Preuß wird dieser Standpunkt in Deutschland Allgemeingültigkeit beanspruchen dürfen und müssen. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die bekannte Rede von dem halben Luther bei Alfred Rosenberg völlig abwegig ist. Sie verkennt auf der ganzen Linie Alfred Rosenbergs wirkliche Meinung, weil gar nicht gesehen ist, worum es geht. Das letzte große Ereignis für uns Deutsche sind eben nicht Reformation und Luther, sondern der Durchbruch der rassischen Welt- und Geschichtsauffassung, den die nationalsozialistische Bewegung zum Siege geführt hat. Im Lichte dieses Durchbruchs sehen wir Welt und Geschichte und damit auch Luther und den Protestantismus, der als kirchlicher Protestantismus nicht so sehr Protestantismus als außerrömische Kirche ist, die des antirömischen Protestes verlustig gegangen ist. Folgerichtig wird in Zukunft der Begriff „Protestantismus" für die Geschichte der antirömischen Ketzerbewegungen, ja der Ketzerbewegungen überhaupt vorbehalten bleiben müssen. Diese Dinge muß man sehen, um zu erkennen, daß Alfred Rosenberg von dem Vorwurf, er karikiere den Protestantismus, gar nicht betroffen wird.

Nun hat H. Lilje erklärt, eine Frömmigkeit, die aus dem Gemüt stamme, sei für die Kirche Martin Luthers eine verdächtige Angelegenheit. In ähnlicher Weise beanstandet „Der Evangelische Beobachter"

Alfred Rosenbergs Ausgangspunkt für dessen Lutherbild, der danach das Gemüt eines innerlich Wahrhaftigen sei. Dazu ist zunächst zu sagen, daß Lilje sorgsamer zwischen Luther und lutherischer Kirche hätte unterscheiden sollen. Denn diese Unterschiede sind doch einfach Tatsache! Wichtiger ist aber die von R. Otto durch ausgedehnte Forschungen — schon in den neunziger Jahren hat Otto darüber ausführlich gehandelt — in seinen „Aufsätzen, das Numinose betreffend" getroffene Feststellung, Luthers Glaubensbegriff bleibe ohne die vorauszusetzende Vorgegebenheit einer ihm eigenen Gläubigkeit unverständlich. Otto macht also — völlig richtig — den wichtigen Unterschied zwischen Glaube und Glauben. Glaube gibt es nicht ohne die Fähigkeit zu glauben, d. h. ohne bestimmte Gläubigkeit. Diese Erkenntnis eignet in hervorragendem Maße der deutschen Mystik, in deren Gefolgschaft Luther also in diesem wichtigen Punkte steht. Nun ist aber das Glauben, d. h. die Gläubigkeit, verwurzelt nicht in einer Offenbarung oder dogmatischen Lehre, sondern in dem Menschen, der glaubt. Die damit vor uns hingestellte Gegebenheit aber nennen wir herkömmlich „Gemüt", womit mehr und im Grunde auch etwas anderes gemeint ist als „Gefühligkeit" und ähnliches. Worauf es in diesem Zusammenhange allein ankommt, ist dies, daß Luthers Ausgangspunkt in der Tat, wie u. a. R. Otto gezeigt hat, eben das Gemüt ist, als der Ort der Gläubigkeit, ohne die es keinerlei bestimmten Glauben, wenigstens unter deutschen Menschen nicht, gibt. Daraus folgt, daß H. Lilje wie übrigens auch W. Künneth gerade die Größe verdächtigen — so sagt Lilje wörtlich —, die Luthers Deutschheit ausmacht. Man ist versucht zu fragen: hat hier nicht der Orient über das Deutschtum gesiegt? Denn anders sind die herabwürdigenden Erklärungen gar nicht zu verstehen, die gerade gegen Alfred Rosenbergs Lutherbild laut geworden sind.

Abschließend zu dieser großen Frage des Lutherbildes müssen wir also sagen, daß Alfred Rosenberg auf die Stelle den Finger gelegt hat, die Luther den Deutschen, in dem der germanische Charakterprotest zu Worte gekommen ist, unverlierbar der deutschen Geschichte einfügt und erhält. Es ist das jener Luther, der beispielsweise mit Meister Eckeharts Art zu glauben, überzeugende Gemeinsamkeiten aufzuweisen hat. Bei beiden liegt der Ausgangspunkt nicht in Dogma und Offenbarung, sondern in ihrer germanisch-deutschen Seele. Diesen Luther hat die Kirche, die sich nach ihm nennt, preisgegeben, verdächtigt und verraten. Im Mythus des 20. Jahrhunderts feiert er — und nun für das ganze deutsche Volk — seine deutsche Auferstehung.

Die Bedeutung des Weltbildes für Weltanschauung und Religion.

Zu dieser großen Frage nimmt A. Adam in der „Jungen Kirche" unter dem Thema „Das Evangelium und das kopernikanische Weltbild" Stellung. Adam meint: „Das Wesen des Evangeliums ist die Freiheit von der Weltdeutung." Er erklärt, zwischen dem Schöpfungsbericht in 1. Mose 1 und 2 beständen „kleine Verschiedenheiten", die noch um „Varianten" in anderen biblischen Büchern, z. B. in den Büchern der Chronik und Könige, vermehrt würden. In Anbetracht dieser Tatsache ruft er aus: „... welche weltanschauliche Freiheit ..."! Die Anfeindung des biblischen Weltbildes entspringe der Flucht vor Gott. Mensch und Erde seien durch das kopernikanische Weltbild klein geworden, nicht aber Gott. Überhaupt hätte der kopernikanische Gedanke ohne den weltweiten christlichen Glauben nicht durchschlagen können: „Die Weltbilder, die uns den Glauben streitig machen wollen, sind nur der Vorhang, hinter dem sich der Unglaube verbirgt." Abschließend faßt Adam sein Urteil dahin zusammen: „Der christliche Glaube als ganzer ist unabhängig sowohl von dem alten wie von dem neuen Weltbild. Das gleiche gilt von den zentralen Heilstatsachen."

In der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" spricht H. Lilje hinsichtlich der von Alfred Rosenberg aufgeworfenen Frage des Weltbildes von einem fehlgegangenen Vorwurf. Lilje fragt, was mit dem Vorwurf gemeint sei. „Soll die Kirche allen Ernstes ein überwundenes naturwissenschaftliches Weltbild weiter vertreten, damit man sie dann ehrlich nennen könnte? Und was soll aus dem dann unweigerlich einsetzenden Tadel über ihre geistesgeschichtliche Rückständigkeit werden?!" Man spürt: Lilje nimmt die Dinge mehr von der spassigen Seite, so sicher scheint er sich bei seiner von F. Gogarten entlehnten Entgegensetzung von Theologie und Geistesgeschichte zu fühlen, die allerdings bei Lilje nicht die Tiefe und Weite der Gogartenschen Gedankengänge erreicht.

Auf einer ähnlichen Linie liegen die Darlegungen W. Künneths, der überall da, wo die Frage des Weltbildes ernst genommen wird, „Aufklärung" in der bekannten theologischen Abwertung der Geistesgeschichte wittert, die dann bei Homann ihre giftigsten Blüten getrieben hat. Wichtiger und wesentlicher ist W. Künneths Berufung auf die Ubiquitätslehre, nach welcher Gott überall da gegenwärtig ist, wo es ihm gefällt (ubi et quando visum est deo). Dieser allgegenwärtige souveräne Gott sei seinerseits an nichts, auch an kein Weltbild

gebunden, sofern er sich nicht selbst, wie an das „Gesetz", an die „Heilstatsachen" gebunden habe.

Mit weitgehendem Verständnis kommt R. Köhler in seinem offensichtlich an Ernst Troeltsch orientierten Frankfurter Vortrag über das Weltbild Alfred Rosenberg entgegen. R. Köhler ist der Auffassung, daß auch christliche Glaubensaussagen bei Veränderung des Weltbildes einer Wandlung unterworfen seien. Jedenfalls könne die orthodoxe Dogmatik nun nicht mehr aufrechterhalten werden.

Zunächst fällt der tiefgehende Gegensatz zwischen Lilje und Künneth, auch Adam auf der einen Seite und Köhler auf der anderen Seite auf. In Köhler kommt die kritische Theologie zu Worte, während seine Gegner einen besonderen theologischen Wissenschaftsbegriff, der dem Dogma der Kirche hörig ist, vertreten. Infolgedessen muß Köhler den wissenschaftlichen Erkenntnissen auf den verschiedenen Gebieten auch in seiner Theologie grundsätzlich Rechnung tragen. Seine orthodoxen Gegner tun das nur beiläufig und ganz nebenbei. Jedenfalls behaupten sie das. Tatsächlich aber kommen sie mit dieser Auffassung sehr bald in die Brüche. Sie sind nämlich gezwungen zuzugeben, daß sie beispielsweise Himmelfahrt, Höllenfahrt, selbst Auferstehung nicht einfach in traditionellen Geleisen verkündigen können, daß sie vielmehr genötigt sind, die Vorgänge selbst um- und jedenfalls anders zu deuten, als sie überliefert sind. Auch ihnen vermag es nicht mehr um die berichteten Ereignisse als solche, auf die es zur Zeit der ersten Kundmachung ausschlaggebend ankam, sondern nur noch um das mit ihnen Gemeinte zu gehen. Dieses Gemeinte hat seinen Niederschlag in der Theologie und Dogmatik der „Heilstatsachen" gefunden. Diese Dogmatik wiederum ist, wie Künneth mit Recht feststellt, durch die Ubiquitätslehre gegen weltanschauliche Einsprüche gesichert worden. Um Stellung und Bedeutung dieser Lehre dreht sich zutiefst der Streit zwischen Alfred Rosenberg und seinen Gegnern auf dem Gebiete der großen Frage nach der Bedeutung des Weltbildes für Weltanschauung und Religion.

Bevor wir darauf näher eingehen, sei folgendes am Rande vermerkt. Adams Aufsatz in der „Jungen Kirche" bleibt z. B. hinter den Ausführungen Köhlers an wissenschaftlicher Gründlichkeit und Tiefe in so erschreckendem Maße zurück, daß die „Junge Kirche" mit ihren Angriffen gegen die „liberale Theologie" in Zukunft vorsichtiger sein sollte. Sonst begründet sie — gewiß gegen ihren Willen — das von ihr längst totgesagte Daseinsrecht dieser Theologie ihr gegenüber. Man kann die „liberale Theologie" nicht dadurch überwinden, daß man

hinter ihr beträchtlich zurückbleibt. Statt Argumente bietet Adam erbauliche Wendungen, die im Zeichen klerikaler Madigmachung des Gegners stehen. Nach Adam ist Alfred Rosenberg auf der „Flucht vor Gott". Vorn auf der Bühne steht Adam und verkündet den Glauben, hinter dem Vorhang aber befindet sich nach Adam Alfred Rosenberg und verbirgt dort seinen Unglauben. Man sollte wirklich endlich damit aufhören, Alfred Rosenberg eine Art „Konfirmandenunterricht für Erwachsene", noch dazu mit gezücktem kirchlichem Bannfluch, zu erteilen. Besonders bedenklich ist nun aber die Harmonisierungstendenz Adams. Ihrem Wesen nach ist sie immer ein Zeichen wissenschaftlichen Tiefstandes. Bei Adam ist sie es in hervorstechendem Maße. Aus dem doch wahrlich tiefgreifenden Gegensatz in der Auffassung der Weltschöpfung im 1. Mose 1 und 2 — es handelt sich um die bekannten zwei Schöpfungsberichte, von denen der eine von einem wasserreichen Lande, der andere von der Wüste her gesehen und gestaltet ist, wobei in dem einen Falle die Schöpfung mit der Erschaffung des Menschen abschließt, in dem anderen Falle dagegen mit ihr beginnt — macht Adam „kleine Verschiedenheiten". Man sieht: er hat die wissenschaftlich unanfechtbare Literatur auf diesem Gebiete nicht gelesen. So ist Adams Darstellung mit schweren sachlichen Fehlern belastet.

Auch H. Lilje bleibt ganz an der Oberfläche. Statt ironische Fragen zu stellen, hätte er dem Problem nachgehen sollen, ob denn nicht die von ihm vertretene Heilstatsachen-Theologie so nur im Rahmen des ptolemäischen, durch Kopernikus abgelösten Weltbildes möglich und denkbar ist.

Weil Künneth diese Dinge sieht, muß er sich nach brauchbarerem Abwehrgeschütz umsehen, als es Adam und Lilje zur Verfügung steht. Und dieses Geschütz heißt Ubiquitätslehre. Danach ist der zugleich allmächtige und allgegenwärtige Gott an kein Weltbild gebunden. Allgemeiner gesprochen heißt das: es ist — nach Künneth — überhaupt abwegig, das Gebiet des Glaubens mit weltanschaulichen Fragen im weitesten Sinne des Wortes, zu denen dann auch die Frage des Weltbildes gehört, in der Weise zusammenzubringen, daß eine gegenseitige Abhängigkeit beider Bereiche eingeführt wird.

Dazu ist folgendes zu sagen. Gewiß denkt niemand daran — und hier stoßen wir auf den unter allen Umständen unaufgebbaren religiösen Gehalt und Sinn der Ubiquitätslehre — den Herrgott festlegen zu wollen oder ihm Vorschriften zu machen. Aber darum geht es eben gar nicht, wie Künneth zu meinen scheint. Vielmehr handelt es

sich darum, daß die Aussagen der Heilstatsachen-Theologie gerade in ihrem tiefsten Gehalt an das alte Weltbild gebunden sind und gebunden bleiben. Nur im Rahmen des alten Weltbildes war und ist es möglich, in der Weise der Heilstatsachen-Theologie von Auferstehung, Höllenfahrt, Himmelfahrt usw. zu sprechen. Nachdem das geschehen war, konnte man überhaupt erst dazu übergehen, die Allmacht und Allgegenwart Gottes so zu verstehen, wie es in der Ubiquitätslehre der Fall ist. Die an das alte Weltbild gebundenen Aussagen der Heilstatsachen-Theologie stellen die unabdingbare Voraussetzung der christlichen Ubiquitätslehre dar. Wäre es anders, dann wäre sie eine religionsphilosophische Theorie, als welche sie doch gerade Künneth nicht verstanden wissen will. Ursprünglich war sie eine sich auf den sogenannten Heilstatsachen aufbauende religiöse Überzeugung, die dann erst in den Händen der von Weltbildfragen hart bedrängten Theologen zum kirchlichen Dogma und neuerdings theologischen Erkenntnisgrundsatz geworden ist. Wenn also auch Gott selbst an nichts gebunden und auf nichts festgelegt werden kann und darf, so ist doch tatsächlich die mit der Heilstatsachen-Theologie verbundene Gottesvorstellung auf das alte Weltbild festgelegt. Infolgedessen ist sie unter uns heute unmöglich. In diesem Sinne ist der christliche Glaube keineswegs unabhängig vom Weltbilde. Diese Erkenntnis hat nun aber gerade für die von Adam so genannten „zentralen Heilstatsachen" entscheidende Geltung. Das Ende der Heilstatsachen-Theologie läßt sich heute nicht mehr bestreiten.

Nun besteht bei den Bekenntnistheologen die seltsame Gepflogenheit, derartige Aussagen, obwohl sie sachlich richtig sind, als „Aufklärung" zu bezeichnen. Zitiert jemand beispielsweise H. Gunkel, den bedeutenden Forscher auf dem Gebiete des Alten Testaments, etwa gegen Adam, dann wird sofort gerufen: da haben wir wieder die altliberale Theologie, die in der Aufklärung entstanden ist! Und widerstreitet einer der Heilstatsachen-Theologie aus Gründen ernster wissenschaftlicher Erkenntnis, dann gilt er als Aufklärer, d. h. als ein Mensch, der eigentlich in der Vergangenheit lebt. Aufklärung sei Geistesgeschichte und nicht Glaubensgeschichte und Theologie, sagt man. Wer geistesgeschichtlichen Dingen Einlaß in die Theologie verschaffe, sei „aufgeklärter" Liberaler. Es ist an der Zeit, daß diesem unlauteren Spiel mit der Aufklärung ein Ende gemacht wird. Niemand wird heute die Schwächen der Aufklärung übersehen. Aber es ist auch nicht ratsam, sie in Bausch und Bogen zu verdammen. Auch sie hat Anteil an der

Geschichte des germanisch-deutschen Geistes auf seinem Wege zur Freiheit von kirchlicher und klerikaler Bevormundung. So betrachtet, ist ihr tiefstes Anliegen, wenigstens bei uns in Deutschland, gar nicht die „Aufklärung", sondern die Starkmachung des germanisch-deutschen, fremder Autorität nicht hörigen selbständigen Wesens. Das alles hat mit „Liberalismus" nur sehr am Rande etwas zu tun. Nicht in der Theologie, sondern in der Geistesgeschichte spricht sich deutscher Geist jahrhundertelang aus. Der religiöse Gehalt dieser Geistesgeschichte aber ist ihr Beitrag zur deutschen Glaubensgeschichte, die in der Theologie als „Ketzerhistorie" ihr Aschenputteldasein führt. Das Aschenputtel von gestern ist die Prinzessin von heute. Die tiefsten Voraussetzungen und Vorgegebenheiten deutscher Geistes- und Glaubensgeschichte aber liegen in der germanisch-deutschen Rassenseele begründet. Die Geschichte dieser Rassenseele ist gewiß grundsätzlich nicht Theologiegeschichte, obwohl sie auch da allem bloßen Theologen- und Kirchentum zum Trotz zu Worte kommt, sondern sie ist eben deutsche Geistes- und Glaubensgeschichte. Weder Lilje noch Künneth noch auch Adam scheinen in der Lage zu sein, die Geschichte aus deutschen Voraussetzungen zu verstehen. Genau an der Stelle, wo z. B. Künneth von der Rassenseele hätte sprechen müssen, redet er von der Ubiquitätslehre. Hier haben wir jenes „bloße" Theologentum vor uns, das nichts mehr von deutschen, sondern nur noch etwas von theologischen Geschichtsepochen weiß. Unter diesen Umständen kommt es dann zu jener bekannten Entgegensetzung von Geistesgeschichte und Theologie, die innertheologisch ihre Bedeutung gehabt haben mag, deren allgemeine Anwendung aber für deutsche Menschen unerträglich ist. Hier regiert orientalisches Pharisäer- und Schriftgelehrtentum, nicht aber deutsches Wesen.

Wesen und Verhältnis von Erbsünde und Erbadel.

Alfred Rosenberg hatte erklärt, das deutsche Volk sei nicht erbsündig, sondern erbadlig. Dazu meint Professor Preuß, das Lehrstück von der Erbsünde sei kein kultureller oder biologischer Begriff, sondern religiös begründet. Das Nachrichtenblatt „Der Evangelische Beobachter" sieht in Erbsünde und Erbadel keine unvereinbaren Gegensätze. Im übrigen bestände „christliche und adlige Gesinnung" im Bewußtsein der Grenzen menschlichen Wollens und Strebens. Ähnlich urteilt S. Scharfe, dem rassischer und religiöser Erbadel gut zusammenstimmen. Auch die Gedankengänge von Manz

verlaufen in diesen Bahnen. H. Lilje und auch W. Künneth wiederum berufen sich gegen Alfred Rosenberg auf Luthers Meinung, wie er sie in seiner Schrift „Vom unfreien Willen" und in den „Schmalkaldischen Artikeln" niedergelegt hat. Gerade Luther müsse als der entschiedenste Vertreter der Erbsündenlehre angesprochen werden.

Was zunächst Luther betrifft, so verweisen wir in diesem Zusammenhange auf unsere Ausführungen im Eingang dieses Abschnittes. Danach hat niemals Veranlassung bestanden zu bestreiten, daß gerade Luther für die Erbsündenlehre eingetreten ist. Aber auch hier sollte man seitens der Gegner Alfred Rosenbergs doch sorgsamer zu Werke gehen. Luther stand einer Kirche gegenüber, die das Leben in eine Fülle von Stufen höheren und minderen Ranges aufgespalten hatte und an Hand dieser Stufenleiter die Menschen in ihrem Dasein immer erneut mit inquisitorischer Gewissenserforschung quälte und ihnen das Leben verleidete. Die Kirche verstand es, die ganze, ihrem Einfluß aufgeschlossene Welt mit der Frage in Atem zu halten, welchen Grad von Vollkommenheit der einzelne denn erreicht hätte. Da riß dem Deutschen Luther über diesem religiösen Geschäft die Geduld, und er zerschlug mit der Gründlichkeit, deren so wohl nur ein deutscher Mann fähig ist, das ganze Stufensystem mit seinen Ordensleuten, Weltpriestern, mit seiner höheren und niederen Geistlichkeit, mit seinen zahllosen Weihen und Sakramenten, mit diesem ganzen menschlichen Mittlertum in religiösen Dingen in tausend Stücke. Er tat es, indem er erklärte: es gibt gar keine Vollkommenheit oder was ihr ähnlich ist. Darum gibt es dann allerdings auch keine bevorrechteten „geistlichen" Stände, kein Privileg für das verfaßte Kirchentum als solches. Der römischen Priesterkirche sagte Luther den Kampf auf Tod und Leben an, nachdem er auch sie unter das „Gesetz der Sünde" gestellt hatte. Im Rahmen der vor vierhundert Jahren gegebenen Möglichkeiten war das in der Tat ein revolutionäres Werk größten Ausmaßes. Das deutsche Volk muß um die ungeheuere Tragik wissen, daß einst ein kerndeutscher Mann mit einer aus dem Orient entliehenen Waffe, weil ihm in der Kirche keine andere zur Verfügung stand, den Spuk einer fremden Welt beseitigte. Daß Luther diese Waffe führte, daß er sie überhaupt führte, das ist es, was uns an ihm bewegt. Damit münden unsere Ausführungen in das bereits Gesagte ein. Auch da, wo Luther die Erbsündenlehre bekennt, ist und bleibt er der Mann des germanischen Charakterprotestes. Kein einziger der Gegner Alfred Rosenbergs hat darüber nachgedacht. Wie erschütternd bezeichnend ist das doch!

Ziehen wir nun aus dem, was wir eben gezeigt haben, die unausweichlichen Folgerungen, dann ergibt sich, daß es in unserer Geschichte auch vor vierhundert Jahren in Luthers Tagen zutiefst nicht auf die Erbsündenlehre, sondern auf den Mann ankam, der sie verwendete, und auf die Art, wie er das tat. Das heißt aber: noch nie haben in Deutschland Lehren, sondern immer hat deutsches Wesen entschieden, also das, was Erbadel heißt. Ein einziges Mal in unserer Geschichte war es möglich, Erbadel und Erbsünde zusammen zu nennen, eben vor vierhundert Jahren, als Luther in einer so nie wiederkehrenden, wahrlich ganz besonderen geschichtlichen Stunde das Wort nahm. Wer diese Stunde verallgemeinern wollte, würde damit das deutsche Volk heute in der Tat für ein unerträgliches Minderwertigkeitsgefühl reif machen. In dem unsagbar schweren Daseinskampf, der uns nun einmal auferlegt ist — er gehört zum Wesen deutscher Geschichte! —, vermögen wir uns nicht mit irgendwelcher Sündentheorie einzulassen, die nur lähmt, vielmehr müssen wir mit schicksalhafter Notwendigkeit dem deutschen Volk ein unerhört starkes Zutrauen in alle seine Kräfte vermitteln. Denn nur so vermögen wir uns, wie die Welt war, ist und sein wird, behaupten. Wir bedauern das gar nicht. Um Kampf und Kraft geht es und nicht um ewige Seligkeit und Sünde. Wir greifen hier noch einmal den bereits im ersten Abschnitt wie in meiner Schrift „Der Weltprotestantismus in der Entscheidung" (Junker und Dünnhaupt. Berlin 1937) ausgeführten Gedanken auf, daß unser deutsches und das orientalische, u. a. in der Bibel niedergelegte Daseinsverständnis nichts miteinander gemein haben. Der Kampf ist die Mitte unseres Daseins, wie bei Luher. Diese Auffassung und die orientalische Lehre von vollkommenem Urstand, Erbsünde und Erlösung schließen sich aus. Mit anderen Worten: auch und gerade als religiöser Begriff hat die Erbsündenlehre keinen Platz in unserer Welt- und Geschichtsauffassung, wie es im Rahmen völkischen Denkens überhaupt unstatthaft ist, den religiösen und kulturellen bzw. biologischen Bezirk so einander entgegenzusetzen, wie Preuß das tut. Hier ist das Wesen der Sache, um die es geht, ebensowenig erkannt wie bei Scharfe, Lilje, Künneth, Sommer, gelegentlich auch bei Manz, von anderen Stimmen ganz zu schweigen.

Worauf es also ankommt, ist dies, die deutsche Geschichte einschließlich der Reformationsgeschichte unter deutschem und nicht unter dem ganz abwegigen und einseitigen theologie-geschichtlichen Gesichtswinkel zu sehen. Sieht man sie unter deutschem Gesichtswinkel, dann

erhält die Tatsache der Anwendung der Erbsündenlehre in seinem Kampf durch Luther den geschichtlichen Ort angewiesen, der ihr allein zukommt.

Sieht man nun den hier angedeuteten Entscheidungen auf den Grund, dann steht man zuletzt vor Jahwe, dem Judengott, und den ihn propagierenden Biblizisten.

Preuß schreibt: „Daß Jahwe kein Volksgott war, sieht jeder daraus, daß das Volk fortwährend von ihm abfiel." Der hebräische Volksgott war nach Preuß das goldene Kalb. Auch die übrigen Gegner Alfred Rosenbergs, die sich mit seiner Stellung zum Alten Testament auseinandersetzen, urteilen jedenfalls so, daß sie unter keinen Umständen zur Preisgabe Jahwes und des Alten Testaments bereit sind. Künneth und Lilje erkennen das Problem, um das es geht, darum gar nicht, weil sie religionswissenschaftliche Forschung und Erkenntnisse nicht interessieren. Die Beschäftigung damit mag ihnen als „Aufklärung" gelten. Und doch täten Theologie und Kirche gut daran, die Jahwefrage und im Zusammenhange damit die Frage des Alten Testaments überhaupt einmal im großen religionsgeschichtlichen Rahmen zu sehen, wie ihn so wohl als erster einst der bedeutende holländische Religionsforscher Tiele gezeichnet hat. Hier geht es nicht entfernt um Liberalismus, sondern um ernste unwiderlegbare Wissenschaft.

Wir können nur auf das Wesentliche, wie es auch neuerdings in den theologisch-religionswissenschaftlichen Forschungen über den Wüstendämon Jahwe in Erscheinung getreten ist, kurz hinweisen. Wir wissen heute um den dämonischen Charakter Jahwes als vulkanischer Gottheit, die ursprünglich Wüsten- und Nomadengottheit gewesen ist. Als Nomadengott ist Jahwe Feind der Kultur. Infolgedessen kommt es zwischen ihm, den die Israeliten nach Palästina mitbringen, und den kananäischen Gottheiten, allen voran mit „Baal", zu scharfen Zusammenstößen. Die nomadische Überlieferung wahren die Rehabiten, Elias und Elisa, später Johannes der Täufer und die Nasiräer. Der Nomadengott Jahwe hat zu allen Zeiten etwas von dem sogenannten „aristokratischen" Charakter des Nomadentums an sich gehabt, kraft dessen er zum souveränen Herrn wird, der tun und lassen kann, was ihm beliebt. Wenn also das Alte Testament von dem Herrn spricht, dann darf man niemals vergessen, daß diese Rede als nomadischer Spruch gewertet werden muß. Es ist die gewichtige Frage zu stellen, was dieser Nomadengott mit einem Volk zu tun haben soll, das aus einem bodenständigen Bauernvolk, das niemals nomadisierte, herausgewachsen ist. Die Antwort kann nur lauten:

schlechterdings nicht. Denn — um nur das Wichtigste herauszuheben — der Nomadengott Jahwe wird seine Anhänger immer wieder dazu veranlassen, in der Kultur, auch in der Bauernkultur, „gefallene Schöpfung" zu sehen. Davon redet aber doch auch die kirchliche Dogmatik! Und sie tut es, weil das Alte Testament für sie verbindlich ist. Infolgedessen bleibt uns gar keine andere Wahl, als zu Jahwe und zum Alten Testament als einer gerade in ihren besten Teilen nomadischen, bauern- und kulturfremden Angelegenheit ein klares Nein zu sagen. Wie bereits betont: diese Gedanken sind keine Zweckgedanken, erfunden, um das Alte Testament anzugreifen. Sondern es sind Gedanken, die der religionswissenschaftlichen Forschung lange geläufig sind. Sie sind heute nur geschichtsmächtig geworden.

Nicht viel anders liegen die Dinge auf dem Gebiete des Biblizismus. Es ist orientalische Art, wie heute nachgewiesen werden kann, sich an „heilige Schriften" zu binden. Germanisch-deutsches Frommsein kennt diese Fessel nicht, weil es eine andere als die orientalische Weise des Frommseins ist. Welche Qual hat doch schon so mancher deutsche Theologe mit „textgemäßen" Predigten gehabt! Nun, diese Qual war und ist sein deutscher Ausweis und ganz und gar nicht ein Zeichen für mangelnden Glauben. Darüber sollten Theologie und Kirche einmal nachdenken. Sie würden dann Alfred Rosenberg besser verstehen in seinem Kampfe für — Freiheit aller Deutschen!

Wesen und Arbeitsweise der Weltkirchenbewegung.

Zu den Ausführungen Alfred Rosenbergs über die Weltkirchenbewegung ist von gegnerischer Seite nicht viel gesagt worden. Man hat natürlich den politischen Charakter der Tagung des Lutherischen Weltkonvents in Paris, wo Landesbischof Marahrens zum Präsidenten gewählt wurde, bestritten. Jedenfalls hat das Luthertum die internationale Rückendeckung angenommen, die sie auch dann bleibt, wenn man für „international" ein anderes Wort einsetzt. An der Sache selbst wird dadurch nichts geändert. Hier hilft auch Künneths Einspruch nichts, der außerstande zu sein scheint, das liberale Antlitz der Ökumene zu erkennen. Ein paar Bibelworte beruhigen Künneth sofort. Wo sie gebraucht werden, ist für ihn das Ende des Liberalismus gekommen. Freilich nur für ihn! Denn in Wirklichkeit sieht die Weltkirchenbewegung noch wahrlich ganz anders aus! Vielleicht wird das Künneth und auch H. Lilje klar, wenn sie erst aus kirchlichen Quellen wissen werden, was in Oxford vorgegangen

ist, da sie nationalsozialistischen Stimmen offenbar grundsätzlich kein Gehör zu schenken bereit sind. Lilje hat einmal die kuriose Meinung geäußert — es war 1937 —, für ihn und den Christlichen Verein Junger Männer, der ein Stück Weltprotestantismus ist, sei die Versailles-Frage bereits 1931 erledigt gewesen. Wir enthalten uns jeden Kommentars zu dieser Äußerung, die zeigt, welcher hoffnungslosen Verranntheit manche Theologen fähig sind. Sie sehen einfach die wirkliche Geschichte nicht, da sie gar nicht geschichtlich, also im Funktionszusammenhange von Wille und Tat, sondern nur theologisch-heilsgeschichtlich denken können. Sie nehmen gute Absichten für Geschichte. Das hat man 1918 mit den vierzehn Punkten auch getan! Die Folgen waren entsprechend. Jetzt ist es wieder so in einem Zeitpunkte, wo der Weltkirchenrat geboren werden soll. Deutschlands Gegner sind schon so politisch, diesen Rat eines Tages zur kirchlichen Entente zu machen, nachdem die Genfer Liga gescheitert ist. Die deutschen Kirchenführer aber warten ab. Vielleicht wird noch etwas Gutes daraus. Da Alfred Rosenberg anderer Meinung ist, fehlt es ihm an der „nötigen Orientierung"!

An einer Stelle nennt Alfred Rosenberg die Weltkirchenkonferenz von Oxford zusammen mit der Oxford-Gruppenbewegung. Seine Gegner haben ihn daraufhin einer ihm unterlaufenen Verwechslung bezichtigt. Wie steht es damit? Nun, Alfred Rosenberg hat richtig gesehen und auch das Rechte gesagt. Tatsächlich nämlich bestehen enge Beziehungen zwischen Weltkirchenbewegung und Oxfordgruppe. Sie sind sogar in Oxford selbst während der Weltkirchenkonferenz im Juli 1937 besonders gepflegt und herausgestellt worden. Den Verbindungsmann zwischen beiden Bewegungen gibt Emil Brunner, der bekannte Züricher Theologieprofessor, ab, ein eingeschworener Gegner des Nationalstaatsgedankens, wie er selbst in einem Buche nach 1933 gesagt hat. Für deutsche Menschen unerträglich ist nun aber an der Oxfordgruppe das Wertlegen auf ausführliche Sündenbekenntnisse in Form eines Sichaussprechens im Kreise der Gruppe. Darüber hinaus pflegt die Gruppe menschheitliche Beziehungen ohne Rücksicht auf rassische Grundsätze. In diesem Stück stellt sie eine neue Art „Freimaurertum" dar, wie Alfred Rosenberg gezeigt hat. Die Gruppe kennt ihrem Wesen nach nur den Menschen als solchen, der für sie erst in zweiter Linie völkisch bestimmter Mensch ist. Diese Tatsache bestreiten wollen, hieße die Gruppe um ihre Voraussetzungen bringen, auf denen sie ruht. Sie ist moderner Pietismus, der nicht frei von jenen Zügen ist, wie sie amerikanischer Methodismus und Heilsarmee ausgebildet

haben. Vermutlich verspricht sich die Weltkirchenbewegung von der Gruppe religiöse Belebung in aller Welt in der Richtung gegen den Vorrang des Rassegedankens und der Nationalstaatsidee.

Angriff auf den Mythus des 20. Jahrhunderts.

Der Hauptgegner Alfred Rosenbergs auf diesem Gebiet ist W. Künneth. Er macht den seltsamen Unterschied zwischen „mythischer Verdunkelung" und „evangelischer Wahrheit". Nach Künneth hat „die mythische Weltanschauung Rosenbergs ihren Ort nicht in der Reformation Luthers, sondern in einem völkischen Freidenkertum". Geändert habe sich „nur das Vorzeichen". „An Stelle des internationalen Klassendenkens tritt hier die völkisch-rassisch-nationale Schau." Nach diesen eigenartigen Abwertungen kommt Künneth zu der Feststellung: „Die Stelle, an der die große Entscheidung fällt, ist die Offenbarungsfrage . . ." Nachdem sie für Künneth in einem für die Offenbarung positiven Sinne gelöst ist, bemüht er sich nicht etwa darum, Alfred Rosenberg seinen Offenbarungsglauben zu erschließen, sondern er wird massiv und wirft ihm „Ersatzgläubigkeit" vor, ja er beschuldigt ihn, „den hungernden Menschen Steine statt Brot" zu bieten. Künneth fragt: „Was soll der Glaube an unser Blut, wenn die Krankheiten drohen und am Mark des Lebens fressen?"

Um mit dem letzten sogleich zu beginnen: Künneth weiß gar nicht, was „Blut" im Rahmen der rassischen Welt- und Geschichtsauffassung ist. Er versteht unter Blut eine physiologische Größe. Das ist es auch, aber damit ist doch gerade das Wesentliche noch nicht entfernt gesagt. Wollten wir Künneth ähnlich mißverstehen, wie er Alfred Rosenberg nicht versteht, dann müßten wir ihm die Frage vorlegen: Was soll der biblische Glaube an ein Jenseits, wenn laut Bibel die meisten Menschen — denn viele sind zwar berufen, aber nur wenige sind auserwählt — doch nicht hineinkommen? So kann man solche Fragen gewiß nicht erledigen. Das gleiche gilt von der Rassenfrage. Sie weist uns auf jene Urgegebenheit hin, die auch bei Künneth schon da und wirksam ist, bevor er auch nur die geringste theologische Aussage macht. Die Sprache des Blutes erklingt überall und durch alles, sogar durch Theologie und Kirche hindurch, weil es auch diese nicht ohne Menschen gibt. Die Frage ist eben, ob dogmatisches Kirchen- und Theologentum artgemäße deutsche und nicht am Ende Schöpfungen einer uns fremden Rasse sind. Ähnlich liegen die Dinge auf dem Gebiete der Offenbarungsfrage. Können von „Offenbarung"

im Vollsinne des Wortes nicht vielleicht doch nur Menschen der vorderasiatischen Rasse reden? Diese Offenbarungsfrage steht zur Entscheidung und nicht die Offenbarungsfrage im theologischen Sinne, den Künneth im Auge hat. Erst nachdem man auf die damit angedeuteten Erkenntnisse aufmerksam geworden ist, stellt man die Frage nach dem Mythus richtig, weil allein sachgemäß. Sie hat mit Freidenkertum, wie Künneth in fast bedauernswertem Unverständnis meint, soviel zu tun wie Künneth mit dem mythischen Denken. Freidenkertum ist ein Surrogat des christlichen Abendlandes, das im Intellekt verwurzelt ist. Mythisches Denken und Glauben dagegen ist rassisch bedingtes germanisch-deutsches Urerlebnis und Erbe, das von der Kirchengeschichte nur überschattet wurde, aber doch so stark, daß z. B. Künneth es nicht mehr sieht. Der Mythus ist Sache des ganzen Menschen, bei dem der Leib Erscheinung des Geistes und der Seele ist, während das Freidenkertum nur als Hirngespinst im eigentlichen Sinne des Wortes zu gelten hat. Mit anderen Worten: Alfred Rosenbergs Gegner kämpfen gegen Phantome, die nur in ihrer Einbildung existieren. Man eröffne den Kampf, wenn er schon unvermeidlich ist, endlich an der richtigen Stelle! Das ist, soviel sich erkennen läßt, bis heute noch nirgends geschehen. Darum wird Alfred Rosenberg von seinen Gegnern in Wirklichkeit gar nicht betroffen. Sie streiten gegen ihre eigenen Theorien, die sie sich zurechtgemacht haben. Sie sollten damit anfangen, sich mit Alfred Rosenbergs Mythus selbst unter Aufbietung aller ihrer deutschen Kräfte auseinandersetzen, um sich von ihm überwinden zu lassen. In ihrer „Niederlage" werden sie für Deutschland und seine Sendung siegen!

Wenn das geschieht, ist das geschichtliche Ende der „protestantischen Rompilger" gekommen. Alfred Rosenbergs Schrift aber hat dann das geleistet, was zu leisten ihr starkes Anliegen ist: auch den Männern der Kirche das Herz warm zu machen für die rassische Welt- und Geschichtsanschauung und den deutschen Mythus des 20. Jahrhunderts.

Inhalt:

Seite

I. Einwände gegen Einzelbemerkungen in den „Protestantischen Rompilgern“ 6

II. Die großen Fragen 22

Eigenart des Lutherbildes bei Alfred Rosenberg . 24

Die Bedeutung des Weltbildes für Weltanschauung und Religion 31

Wesen und Verhältnis von Erbsünde und Erbadel . 35

Wesen und Arbeitsweise der Weltkirchenbewegung . 39

Angriff auf den „Mythus des 20. Jahrhunderts“ . 41

Werke von Alfred Rosenberg

Der Mythus des 20. Jahrhunderts

Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit

Leinen RM. 6,—

Geschenkausgabe: Leinen RM. 12, —, Halbleder RM. 10,—

Gesamtauflage 663000

Blut und Ehre

Ein Kampf für deutsche Wiedergeburt

Auflage 115000 / Leinen RM. 4,50

Gestaltung der Idee

Blut und Ehre 2. Teil

Auflage 55000 / Leinen RM. 4,50

Kampf um die Macht

Blut und Ehre 3. Teil

Auflage 50000 / Leinen RM. 6,—

Protestantische Rompilger

Der Verrat an Luther und der Mythus des 20. Jahrhunderts

Auflage 620000 / Kartoniert RM. —,70

An die Dunkelmänner unserer Zeit

Eine Antwort auf die Angriffe gegen den »Mythus des 20. Jahrhunderts«

Auflage 640000 / Kartoniert RM. —,80

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.

Im Jahre 1930 vom Führer selbst begründet, haben die NS.-Monatshefte unter der Hauptschriftleitung und später unter der Herausgeberschaft von Reichsleiter Alfred Rosenberg eine stetige Aufwärtsentwicklung erfahren. Die NS.-Monatshefte sind heute die führende Zeitschrift auf dem Gebiete der geistigen, politischen und kulturpolitischen Auseinandersetzung. Ihre Hauptaufgabe ist es, die Grundlagen der neuen Weltanschauung und Wissenschaft herauszuarbeiten und zu deren Durchdringung mit nationalsozialistischer Haltung zu sorgen.

Einzelheft RM. 1,20
vierteljährlich RM. 3,60 zuzügl. Zustellgebühr

Durch alle Buchhandlungen oder durch die Post zu beziehen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München